

Steineleserin

Steine, sie sind etwas Besonderes. Ich behaupte Steine sind fähig sich zu erinnern, und sie haben Charakter.

Ich hatte schon immer einen Hang zu Steinen. Viele haben das, es ist ihnen aber nicht bewusst, vielleicht fehlt ihnen auch einfach nur der verrückte Mut auch mal etwas zuzugeben, was nicht als: „gesund-Definiertem-kapitalistischen-Mainstream“ läuft. Ich meine, wenn man Steine in einem Ökoladen kauft, um sich irgendein Bedürfnis zu erfüllen, dann ist das ok. Für die Gesellschaft, denn es bringt Gewinn, auf dem Markt, wo auch immer. Aber Freude an Steinen, die noch nicht glattpoliert und bedarfsgerecht für den Verkauf aufbereitet sind, das würden wenige zugeben, erst recht nicht Steine lesen, da hätten alle Angst für wahnsinnig erklärt zu werden. Aber wer will schon wissen was Wahn und Wirklichkeit ist?

Meine erste tiefe Freundschaft zu einem Stein hatte ich beim Reisen durch Portugal. Das ist das Schöne am Reisen, es stellen sich immer neue Situationen ein, in denen man auf einmal handeln muss, und ich schreibe bewusst muss. Wenn man daheimbleibt, bleibt man in den gleichen Bahnen, wenn man reist wechselt man aber mal vorübergehend die Spur. So ist man geradezu gezwungen, sich neue Wege zu suchen, denn es ist ja auf einmal alles so anders als sonst. Damit eröffnen sich die berühmten neuen Horizonte, Wege, Erkenntnisse. Aber eben nur beim Reisen, nicht im Urlaub. Nun wie dem auch sei, ich war Reisen, Portugal, mit einem kleinen Ein-Mann-Zelt. Ein schönes Land. Ich hatte bei meinem Nebenjob im Studium in einem Monat mehr Geld verdient als gedacht, und nahm das zum Anlass zwei Wochen durch Nordportugal zu reisen. Wie bereits gesagt ein schönes Land. Aber ich selbst habe reiseerfahrungstechnisch noch in den Kinderschuhen gesteckt. So stand ich gleich nach meiner Ankunft vor einem überfüllten Hostel, so dass ich wirklich nur

die Möglichkeit des Zeltens hatte. Auf die Idee vorher zu buchen, kam ich gar nicht. Auf dem ersten Zeltplatz habe ich gleich zwei supernette Mädels, ich glaube sie kamen aus Frankreich, kennengelernt, die mir erst einmal zeigten, wie ich man ein Zelt aufbaut. Es war lustig mit den beiden, wo auch immer sie sind, ich hoffe es geht ihnen gut. Danke, ich weiß jetzt, wie man ein Zelt aufbaut, und habe es in meinem Leben dann auch noch oft genutzt. Bei einer Übernachtung auf einem Zeltplatz in Portugal kam ich an einen seltsamen Ort. Der ganze Zeltplatz war so gut wie leer, man teilte mir eine Stelle zu und ich baute auf. Neben mir war das wohl einzige andere Zelt des gesamten Areals. In den zwei Nächten, die ich dort war, habe ich nie jemanden auf dem Campingplatz gesehen. Nur einen Platzsheriff, in dem Fall eine mittelalte Frau, hinter dem Lenkrad eines Autos, aus dem Fenster kontrollierend, dass man nicht schwarz zeltete, indem man sein von dem Zeltplatz ausgehändigtes Schild mit einer Nummer an dem Zelt anhängte. Somit war ich auf diesem stillen Ort nachts allein. Nun weiß man, dass man Zelte nicht abschließen kann, und auf einmal hatte ich viehisch Angst bei dem Versuch einzuschlafen. Also suchte ich rund um mein Zelt, ob irgendetwas da war, mit dem ich mich im Fall aller Fälle wehren konnte. Und da sah ich ihn. Den Stein, 75 Prozent rund und glatt, aber vorne ein Stück ausgebrochen. Etwas größer als ein Faustkeil, grau. Nahm ihn und hielt ihn die ganze Nacht, während ich schlief fest. Wer auch immer in mein Zelt kommt, war mein Plan, den würde ich mit diesem Stein hauen. Dieser Stein beruhigte mich, gab mir seine Energie, ich fühlte mich sicher, als ob er meine Angst vertriebe, und mir Kraft und Stärke und somit einen ruhigen Schlaf schenkte. Wir schlossen in diesen zwei Nächten Freundschaft. Ich nahm ihn mit, in meinem Rucksack. Trug ihn während des Urlaubs. Nahm ihn mit nach Deutschland. Und obwohl das jetzt fast dreißig Jahre her ist, liegt der Stein, nach ca. 20 Wohnungen

und zwei Storageaufenthalten meines Hab und Guts immer noch in meinem Regal in meinem Wohnzimmer. Ich halte ihn jetzt natürlich nicht mehr nächtelang fest, er liegt einfach nur da, hier, wo auch immer gerade mein Hier ist, und strahlt, seine Ruhe, seine Kraft, seine Geschichte. Die Freundschaft zu ihm, geschlossen bei einer meiner ersten Reisen, das war mein erster Schritt zu diesem Schriftstück. Aber es handelt nicht von ihm, meinem ersten Stein, vielmehr erzählen hier viele Steine, jeder für sich und mit anderen Geschichten, die ich empfangen habe und gerne weitertragen möchte. Vielleicht ist es Fantasie, vielleicht ist es einfach nur bekloppt, oder vielleicht sagen sie ja wirklich etwas diese Steine, kommunizieren, mit Gefühlen, Bildern, Stimmungen, verraten, was sie erlebt haben, was passiert ist, was sich in sie eingebrannt hat. Schamanen glauben, dass alles miteinander verbunden ist, jede Pflanze, Tier und Mensch, alles Leben. Wer sagt, dass in den Steinen nicht auch ein Leben steckt? Fühlen, in die uralte Stärke der Steine. Sie erzählen, man muss nur zuhören. Oder wie man es ein bisschen gewählter ausdrücken könnte, sich inspirieren lassen, von ihrer Energie und Tragik. Von dem, was hinein ging, den Stein verändert hat. Um einen Stein zu ändern, braucht es viel, Gewalt, Beharrlichkeit, Zeit. Vielleicht bin ich selbst auch ein kleiner Stein, von mir selbst aus, passe ich mich nicht an. Bei mir braucht es zum Ändern auch viel. Aber genauso wie ein Stein, bin friedlich, oder habt ihr je davon gehört, dass ein Stein gefährlich wäre? Dieses Schriftstück oder Geschichte oder Reisebericht, wie auch immer. handelt also von einer Steineleserin, Steinehörerin auf ihrem Trip durch Peru, inspiriert in den Ruinen, wo die Steine liegen und darauf warten gehört zu werden, ohne Wertung, einfach nur mit ihrer Geschichte.

Peru. Über die Grenze von Ecuador. Entspannte Grenze, relaxt, ein Papier abgebend, und dann mit dem Bus passieren. Keine großartigen Kontrollen, lediglich der Pass. Es geht auch anders in Lateinamerika, aber davon handelt dieses Schriftstück nicht. Das Tor geht auf, im metaphorischen Sinne und dann ist man drin, im Märchenland Peru. Fast jede Geschichte, die man von Reisenden in Lateinamerika hört, beginnt mit Fäkalien, den eigenen, die man nicht mehr unter Kontrolle hat. Mann oder Frau, wenn sie länger unterwegs sind, haben alle eine Phase in der geschissen wird, wie die Weltmeister. Eine Bekanntschaft stieg aus dem Bus bei der Grenzpassage und musste sich zuerst übergeben. Aber man reist, auch wenn man krank ist, vielmehr, wenn man nicht krank gewesen ist, war man nicht reisen, sondern im Urlaub. Kranksein gehört zum Reisen, wie zum Leben, das Beste ist man macht dann einfach weiter, ohne sich mit kleineren Krankengeschichten aufzuhalten. Das macht einen härter, und abgebrühter, man kommt nach so einer kalten Dusche danach besser klar, in allem. Allein, im Nachtbus, auf einem fremden Kontinent, mit fast 40 Fieber, das kocht ab. Und das kann beim Älter werden, egal wo nicht schaden. Also meine kleineren körperliche Wehwehchen akzeptierend, kam ich in Peru an. Und erforschte als erstes den Norden. Fast keiner der Geschichtsfreaks geht in den Norden. Sie rennen alle zu Machu Picchu in den Süden des Landes, dabei ist der Norden diesen Landes sehr schön, wundervoll. Nirgendwo herrscht das Geheimnis der Archäologie so sehr, wie dort. Abseits der Mega-Touristik-Stätten, mit einem Angebot für die geheimnisliebenden Touristen. So laufe ich durch die Straßen von Chiclayao, dieser chaotischen Stadt, laut, lebendig, dreckig, wie es nur der globale Süden ist. Liebe das Essen und wohne in einem Hotel, was einen Dorm hat, in dem ich aber die einzige Übernachtende bin. Kein Frühstück, aber das braucht man

auch nicht, es gibt überall en masse zu essen. Aber das Wichtige in dieser Stadt, ist das, was man ringsherum findet. Die Pyramiden, in den Nationalparks, die Museen. Dort, in den Parks, umrunden einen die Pyramiden, die ganze Sicht besteht aus Pyramiden, Felder von ihnen, man durchläuft sie, geht hoch auf sie und sieht um sich herum wieder Pyramiden. Es sind zerstörte Pyramiden, sie sehen aus wie riesige von der Wärme zerlaufene Kerzen. Wie ein Mischmasch aus einer riesigen Wurzel und Füßen von kilometergroßen Mammuts. Was war hier? Ich gehe zu den Schildern, die dort stehen und erklären sollen. Die einzigen anderen Besucher auf dem Pyramidenfeld sind Kinder, ich vermute eine Schulklasse, sie laufen geführt, sind aufmerksam. Mich führt niemand, will ich auch gar nicht, ich schaue, fühle und lese, mein schlechtes Spanisch lässt mich nur verstehen: Nie wieder! Sehe die Ruinen der Pyramiden, sieh sehen aus, als ob die Sintflut sich über ihnen ergossen hätte, verwaschen, kein Muster mehr sichtbar, keine Ziegel, oder Steine, oder gar Treppen. Es ist verwaschen...Was war hier? Es öffnet sich..... Berühre die Pyramide. Steine... Ich verstehe...

Sie haben sie mitgenommen, meine Lieblingsnichte. Sie war so wunderschön. Wir haben sie alle geliebt, von Anfang an. Sie hatte lachende Augen, sie strahlten, mehr als bei anderen Kindern. Und sie lächelte wundervoll, und lachte, mehr als jedes andere Kind, sie war nie laut, mit ihrem kleinen rosigen Kindermund lachte sie ein kleines liebes Kinderlachen. Niemals werde ich wieder so ein wundervolles Kinderlachen hören, denn so ein wundervolles Lachen kam nur von ihr kommen. Sie war die einzige Tochter meiner Schwester, die anderen beiden Kinder waren Söhne. Oder sind es noch, denn an ihnen ging es vorbei. Sie sehen normal aus, nicht gut, nicht schlecht, das hat ihnen das Leben gerettet. Es ist für einen Menschen ohne Macht nie gut, in etwas besser als die anderen zu sein. Nur Macht schützt, niemals Können. Einfluss

ist alles, alles andere zählt nicht. Fähigkeiten und Können und am schlimmsten Schönheit, sie werden nur ausgenutzt, von denjenigen nichts können, aber alles haben können. Das ist Macht, alles und jeden haben zu können. Und Macht vererbt sich, man erlangt sie nicht, egal was man kann. Es war ein langer gedanklicher und erlebter Prozess in meinem Leben, um das zu begreifen. Am Anfang meines Lebens dachte ich noch, dass ich es schaffen würde, mit der Macht, dachte ich würde sie erreichen, indem ich mich hochdiene, im Staatsapparat der Inka. Sie hatten uns besiegt, unser Volk, es war ein langer Krieg, es war vor meiner Zeit. Ich habe ihn nicht erlebt, ich bin im Reich der Inka mit unseren Wurzeln großgeworden. Wir haben ihnen viele Goldarbeiten gebracht. Dafür sind wir berühmt. Woran man wieder sieht, dass Können ohne Macht nichts bringt. Wir sind die besten Goldschmiede, aber es geht alles nach Cusco. Hätten wir keine Goldfertigkeiten, hätten uns die Inka vielleicht in Ruhe gelassen. Ich habe gerne meine Ruhe, Ruhe wird oft unterschätzt. Auch weil ich meine Ruhe liebe, habe ich keine Frau, keine Kinder, habe für meinen Dienst gelebt, meiner wunderbaren Aufgabe, des Organisierens des Transports unserer Goldarbeiten nach Cusco. Ich bin wichtig, dachte ich, hätte Macht, denn niemand kann was ich kann, aber falsch gedacht. Als ich klein war sah ich sie immer, die Menschen, die in den Pyramiden ein und ausgingen, die am Zentrum des Geschehens und Leitens waren. Sie haben mich beeindruckt, sie konnten alles entscheiden, wie es in der Stadt hier läuft. Wenn man etwas wollte, musste man bei den Staatsdienern bitten, versprechen. Immer. Sie entschieden. Immer. Ich wollte auch immer Entscheidungen treffen. Ohne diesen Willen braucht man sich nicht nach Macht sehnen. Im Prinzip ist dies die ursächliche Aufgabe der Macht, Entscheidungen zu treffen, mit oder ohne der Gutheißung von anderen. Man darf keine Angst vor den Konsequenzen haben, für sich und für

andere, nicht bereuen, nicht weinen, nicht bedauern. Stolz sein, ja das darf man, oder eine Entscheidung korrigieren, aber definitiv muss man zu dem stehen, was man getan hat, und damit leben. Davor haben viele Angst, der Endgültigkeit der eigenen Tat. Es gibt Menschen, die denken zehnmal nach, bevor sie auch nur einen Satz sagen. Das sind keine Machtmenschen. Also, ich hatte keine Angst, wusste was gut ist, für mich, für andere, für uns, wie auch immer man das uns auch beschreiben mag, ob es für meine Familie, die Stadt oder das Reich der Inka gut ist. Immer wusste ich was richtig ist, was zu tun ist, und ich wollte es gerne in den Dienst der Gemeinschaft stellen. Wenn man dafür Sorge tragen kann, dass es anderen und einem selbst gut geht, dann hat man etwas Sinnvolles im Leben getan. Also: ich wollte Entscheidungen treffen, dass es allen gut gehe. Ich bin ruhig aufgewachsen. Meine Eltern hatten zwei Kinder, meine Schwester und mich. Es war schnell klar, dass sie gerne heiraten und Kinder kriegen würde. Sie war sehr zahm, sehr angepasst, sie mochte es, wenn andere die Entscheidungen trafen. Deswegen haben wir zwei uns immer so gut ergänzt. Man kann nicht sagen, dass sie hübsch war, das bin ich auch nicht, zwei Kinder deren Bestimmung rein vom Äußeren keine besonders große war. Eher unscheinbar. Niemand sah sich nach uns um, oder piff ihr hinterher, oder schielte verstohlen aus den Augenwinkeln, wenn einer von uns beiden am anderen Geschlecht vorbeilief. Im Gegenteil, man sah immer durch uns durch. Im Verborgenen kann man gut gedeihen. Aber als junge Menschen wussten wir das nicht zu schätzen. Die meisten jungen Menschen wollen schön sein, strahlen, anziehend sein. Aber wir zwei waren es eben nicht. So gingen wir unsere Lebenswege. Meine Schwester wollte ein Nest, um ihre Kinder zu gebären, sie aufwachsen sehen, gesunde glückliche Kinder und ich wollte wie eben schon beschrieben, den Weg der Möglichkeiten. Nicht in der Öffentlichkeit, nein

Bewunderung brauchte ich nicht, ich wollte auch keine Angst und Schrecken verbreiten, warum auch, ich wollte einfach nur alles noch ein wenig besser, gerechter und reicher machen, und dafür natürlich doch ein wenig Bewunderung, Anerkennung wenn nicht sogar Liebe erhalten. Das waren unsere Träume. Sie zu wissen ist mehr als manch einer im Leben erreicht.

Meine Eltern waren sehr zufrieden mit unseren Lebensplänen. Sie sagten nicht viel dazu, sie schwiegen eher, gingen ihrem Leben nach, arbeiteten hart, aber gut, wer tut das nicht? Wenn man nicht arbeitet, hat man nichts. Eine einfache Weltregel. Wenn man etwas haben will, muss man etwas dafür tun. Also tat meine Schwester und suchte sich als sie alt genug war einen Mann. Genauer gesagt hat die ganze Familie nach einem Mann für sie gesucht. Er sollte einfach, schlicht sein, einen gutes Herz haben. Wir haben nicht lange gesucht. Sie hat ihn selbst gefunden. Es war, als ob sie füreinander gemacht gewesen wären. Ich glaube es gab in all den Jahren nie ein böses Wort zwischen ihnen. Es war eine sehr erwachsene Liebe, von Anfang an. Gezeichnet von Respekt und Treue. Von gegenseitiger Aufmerksamkeit, Raum lassen. So muss es sein in einer guten Ehe. Denke ich zumindest. Ich kenne nicht viele Ehen von Nahem, gar keine von Innen, aber was ich bei meiner Schwester sah, machte mich für sie glücklich. Denn sie war es auch. Und ihr Mann. Und ihre Kinder. Alle drei. Das machte das Ganze ja so unerträglich. Die schönen Kinder kommen immer bei den sich Liebenden zur Welt. Das ist so. Wenn Ehen erzwungen werden, sieht man das den Kindern an, ein Leben lang. Nur Liebe macht schön. Zwei Liebende wollen ihr Leben miteinander teilen, sie wollen Gutes miteinander teilen, deswegen bekommen sie Gutes, die Götter senden ihnen die guten Geschenke der Liebe: gesunde und schöne Kinder, die Götter wissen sie werden bei ihnen gedeihen. Aber wie bereits gesagt, wenn man in irgendetwas



außergewöhnlich gut ist, lebt man gefährlich. Dann braucht man sie, die gute alte Macht. Die hält einen oben, alle andere Varianten lassen einen in den Abgrund stürzen. Und mit meiner Macht war es nicht gut bestellt, auch wenn ich hart daran arbeitete. Ich hatte alles gelernt, was man lernen konnte, im Land der Inka. Ich kann zählen wie kein anderer, und beherrsche die Knotenschrift, einer der wenigen, die das können, die nicht im Herzen des Inkareiches leben, mehr noch, selbst im Reich der Inka kann es nicht jeder. Die Inka mögen Gold, verarbeitet, wie nur wir es so fantastisch können. Unsere Artefakte sind einmalig, im ganzen Reich sind unsere Goldarbeiten beliebt. Sie werden oft nach Cusco gehandelt. Aber das muss organisiert, geplant werden. Und dafür bin ich da, gewesen. Ich nahm die Aufträge entgegen, ich organisierte bei den Goldschmieden, dass die Arbeiten hergestellt, und gut verpackt mit guten Lasttieren mit guten Läufern nach Cusco gelangten. Bewertete als Letzter die Arbeiten, ob sie gut genug waren, um in das Herz des Reiches zu gelangen. Aber sie waren es immer. Unsere Arbeiten sind die besten. Ich sorgte dafür, dass die Karawanenführer gut ausgewählt, also vertrauenswürdig waren, den Weg schon ein paarmal gelaufen waren, dass sie fit und schlau waren, um allen Schwierigkeiten zu trotzen, die bei jedem Karawanenweg auf sie zukamen. Es gibt auf dem Weg der Karawanen immer Probleme, wie in allem, was man tut, aber dann muss man ihnen schnell begegnen, sie lösen, meist kann man nicht mal vorbereitet sein, denn jeder Wanderung ist anders, egal wie oft man den Weg schon gelaufen ist. Menschen, die schon oft gelaufen sind, wissen das. Und sie wissen, dass immer Handeln gefragt ist, nicht Lernen, nein, Denken, schnell und schnell reagieren, schnell das Problem beheben. Da hilft kein: Ich erfrage die richtige Lösung. Da hilft nur eins: Schnell Lösen. Aber leider kann das nicht jeder. Aber ich weiß, wer es kann, meistens... Ich lasse sie ein paarmal mitlaufen,

meistens liege ich richtig, ich finde die wahren Wanderer. Dafür muss man geboren sein, und es fördern. Das Wanderkorn, damit es blüht. Meine Schwester hätte es nie gekonnt, auch nicht ihr Mann. Aber kein Wanderer hätte ihr Leben gekonnt. Daran scheitert das meiste, dass die Menschen nicht wissen, was sie können, wo sie hingehören, dann entstehen die gescheiterten Leben. Zumindest dachte ich das immer. Schließlich war ich ja davon überzeugt, selbst zu wissen, wo ich hingehöre, in den Staatsapparat, zur Macht, dienen und dienen lassen. Also entschied ich, wer die Goldstücke transportierte. Und entschied, welche Stücke transportiert wurden. Cusco hätte nur einen Bruchteil der Goldkunst ohne uns gehabt. Wir waren es, die die goldenen Kunstwerke erschufen. Sie waren begierig auf unsere Werke. Im Gegenzug ließen sie uns gut leben. Wir haben von ihnen profitiert, ein gutes System der Versorgung erlebt. Gold kann man nicht essen, aber Korn. Es kam in Vorratskammern, ein Teil dessen, was wir anbauten. In schlechten Zeiten wurde es verteilt. Somit gab es keine Hungersnöte mehr. Ein Staat, der seine Bewohner immer satt wusste. Immer. Wir waren versorgt, die Inka haben uns versorgt. Dafür sollten wir dankbar sein, für immer. Und ich war dankbar, so sehr, dass ich mein gesamtes Leben in das Reich steckte. Nach dem Prinzip, bin ich gut zu ihm, ist er gut zu mir, und umgekehrt. Das ist ein menschliches Prinzip. Wird es immer sein. Dass ich dabei mich um den Goldhandel kümmerte, war nicht wichtig. Ich hätte auch gerne eine andere vertrauensvolle Aufgabe übernommen. Aber ich habe diese Aufgabe angenommen, habe gedient, mit Fleiß, Ehrgeiz, Überzeugung. Aber es hat nichts gebracht. Sie haben sie trotzdem geholt, meine schöne Nichte. Schon als sie geboren wurde, war sie wunderschön. Das sah jeder, von Anfang an, sogar ein langweiliger dienstbeflissener Mensch wie ich. Wir sahen sie aufwachsen, und jeder einzelne Schritt, der von uns

beobachtet wurde, den sie machte, füllte unsere Herzen noch mehr mit Liebe. Sie war nicht verwöhnt, sie war geliebt, auch von den Nachbarn, Bekannten, allen weitläufigen Verwandten. Ich sah die liebenden Augen meiner Schwester, wenn sie auf ihr ruhten und den stolzen Blick ihres Vaters, wenn er sie ansah. Es war eine solche Schönheit, die einfach nur Liebe hervorrufen konnte. Ihre Brüder behüteten sie, ihr kleines Leben. Die Götter hatten ihr auch ein Herz aus Gold mitgegeben. Eine Prinzessin, dazu geboren, um Liebe zu atmen. Aber leider sahen, dass die Inka anders. Alle Jahre schaffte man es in diesem Reich, schöne Kinder zu opfern. Für die Götter. Auserwählt haben sie die Kinder genannt, auserwählt, schon bei diesem Wort könnte ich schreien. Nur besondere Kinder erhalten diese Gnade, sagten sie. Ja das sagten sie. Sie. Wenn sie nichts mehr gesagt hätten, hätten wir ihre elendigen Lügen nicht mehr hören müssen. Wenn die Götter einen eine Gabe mit ins Leben geben, dann sollen sie diese auch im Leben einsetzen können, das kann man erwarten, aber das würden keiner sagen, nicht einmal denken. Sie sind auf sie aufmerksam geworden, unser schönes Kind. Unschuldig. Alle Kinder sind unschuldig. Das liegt in der Natur des Lebens. Aber sie haben sich gegen die Natur gestellt, dachten sie hätten das Recht und die Weisheit zu wissen, was die Götter wollen, aber niemand versteht die Götter. Meine Schwester war danach gebrochen. Ihr Mann auch. Auch wenn man ihnen sagte, wie sehr sie sich geehrt fühlen durften. Ich habe versucht meine Strippen zu ziehen, meine Kontakte spielen zu lassen, meine Freunde der Goldschmieden. Aber man merkt schnell, was Kontakte bedeuten, wenn man Hilfe braucht. Sie sind nichts anderes, als dass man sich in guten Zeiten keine Schwierigkeiten macht. Aber helfen, unterstützen, gar sich selbst in Gefahr bringen, das gibt es nicht. Wenn man Grenzen verletzt, solche, die sie aus eigenem Sicherheitsbedürfnis niemals übertreten würden,

dann lassen sie einen fallen. Wie eine heiße Kartoffel. So schnell schaut man gar nicht. Wenn man nicht mehr funktioniert ist man draußen. Sie haben mir gesagt: Sei froh, dass deine Nichte eine solche Ehrung erfährt! Teilweise wollte ich einen Satz beginnen, sofort wurde ich unterbrochen, dass sie es schon gehört hätten, dass meine Nichte geehrt werde... Es war eine Wand. Aber ich versuchte sie zu durchbrechen, manchmal schaffte ich zu fragen, an wen ich mich wenden könne, aber es half nichts. Mir half niemand. Das Ergebnis war, dass sie dann überhaupt nicht mehr mit mir redeten. Schließlich konnte ich nach der Opferung nicht mehr meinen Dienst ausführen, ich schaffte es nicht mehr, ich war traurig, verzweifelt, ich weinte... Meine Prinzessin... Sie haben sie geopfert, sie hatten Angst vor ihr, einem Mädchen, schöner als alle anderen. Eine kleine Schöne war gefährlich. Wir durften nur schöne Goldgegenstände haben, und diese an die Inka schicken. Hierbleiben darf nichts, erst recht keine, die geliebt wird. Die Zeremonie fand in den Bergen statt, sie liefen dorthin. Wir haben sie nie wieder gesehen, sie ist jetzt bei den Göttern. Ich hoffe sie hat es dort so, wie sie es in einem normalen Dasein im Leben verdient hätte. Das kleine Lachen war weg. Von uns allen. Wenn man Liebgewonnenes verliert, stirbt man selbst. Man kann nicht anders. Wenn die Leichtigkeit des Lachens gegangen ist, kommt sie nie wieder. Nie wieder. Meine Familie wusste es von da an. Sie passten danach noch mehr aufeinander auf, sie arbeiteten, funktionierten, aber sie waren auch zu Opfern geworden, lebenden Opfern, sie hatten das Recht über ihr Leben selbst bestimmen zu dürfen verloren, unter dem Deckmantel der Macht. Und ich sah auf einmal, dass ich ein Nichts war. Nicht fähig die Meinen zu schützen. Nach ihrer Opferung ging in der Stadt alles so weiter, sie lebten einfach alle weiter. Außer uns. Bis es zu meiner entscheidenden Gelegenheit kam, meiner Rachemöglichkeit, vielleicht hatten uns die Götter sie

geschickt: Die Spanier. Mit ihrer Gier nach Gold, ihrer brutalen Art, ihren Krankheiten, ihrem Gestank, ihrer rohen primitiven Art wie aus dem Schlamm gekrochen, um das niederzureißen, was mich und meine Familie zerstört hatte. Die Inka. Sie waren meine Gelegenheit, mein Geschenk der Götter. Ich war dankbar, denn ich wusste durch diesen Soldatenschlamm, würde ich den Inka schwer schaden, nie würden sie diese Lawine an Urin, Schweiß und Blut verkraften können. Das feine Volk, das vor Gold glänzte, traf auf das rohe Vieh, das wie Tiere Haare im Gesicht hatte. Warum sollte ich diesen nicht helfen? Sie kamen in unsere Stadt, mit einer Arroganz, die jeden Inka in den Schatten stellte. Sie kamen auf unseren Wegen. Sie waren immer gut, die Wege im Inkareich, viel belaufen, gut gepflegt, in reiner Luft, stabil, man konnte schnell darauf gehen. Und da fand ich sie, meine Rachegelegenheit. Ich hatte schon von ihnen gehört, wie sie einen Weg der Verwüstung liefen. Zuerst kamen Späher in unsere Stadt, Menschen aus unserem Reich, die unsere Sprache sprachen. Sie hatten überlebt. Die Krankheiten, den Krieg, die Verwüstung. Dafür halfen sie ihnen, den Spaniern. Sie flüsterten. Eigentlich waren es keine Späher, es waren Kündler. Sie kündeten von der neuen Zeit, einer Zeit ohne Inka, einer Zeit wo alles neu beginnt, man das Alte hinter sich lässt. Die Spanier bringen eine neue Ära. Alles, was wir kannten, wird dahin gehen, und etwas noch nicht Vorstellbares entstehen, etwas ohne die Inka. Wir alle hörten sie flüstern. Aber wir wollten sie alle nicht, die Spanier, sie brachten den Tod. Der Tod ist immer etwas Neues, aber dennoch will jeder geistig Gesunde das Leben. Aber ich war nicht mehr geistig gesund. Mein Herz war krank. Meine Familie zerbrochen, an etwas, was die Inka von uns forderten, uns aber wie allen Menschen heilig ist, aber ihnen, als den Gesandten der Götter nichts mehr bedeutete, sie hatten unsere Kinder gefordert. Also hörte ich auf die Flüsterer, hörte auf den einen Satz: Die

Zeit der Inka wird vorbeisein. Für immer. Aber ich wollte, dass sie vorher noch einmal leiden. Dass sie darum weinten, was sie verlieren, was ihnen etwas bedeutete. Was bedeutete ihnen etwas? Macht? Schönheit? Liebe? Es war so einfach, es war dasselbe, wie den Spaniern: Gold. Das wollten sie von uns. Was gebe es Erniedrigenderes als genau diese Kostbarkeiten an diese rohen haarigen Halbmenschen zu geben? Die wundervollen Arbeiten, den Schweiß der Sonne an die Haarigen geben. Das wäre meine Rache, das wäre der Dolchstoß gegen diese Wesen. Also ging ich zu den Flüsterern. Und ich flüsterte zurück. Wo es die größten Goldschätze bei uns gebe. Wundervolle Arbeiten, alle in den Pyramiden, von unseren Urahnen. Dort gebe es so wundervolle Goldarbeiten, dass die ganze Welt vor Schönheit den Atem anhält. Woher ich das wisse? Jeder weiß es, es ist heilig dort, so heilig, dass es selbst den Status eines Inka übersteigt, aber den Spaniern hoffentlich noch zur Genüge trägt. Ja, man muss wissen, wie man flüstert. Schreien kann jeder, aber die Kunst des Flüsterns beherrscht fast niemand. So spritzte ich mein Gift der Worte geschickt, an verschiedenen Stellen, immer nur ein wenig. Und es half. Es kam zu dem, was ich wollte. Die Spanier liefen zu den Pyramiden. Sahen sie an, sobald sie in unserer Stadt eingefallen waren. Es gab kaum noch Kämpfe gegen sie. Seuchen und Bürgerkrieg hatten schon viel vernichtet, wir hatten keine Kraft mehr gegen sie und ihre seltsamen Waffen, mit denen sie auf seltsamen Tieren saßen. So war es ein ungleicher Kampf. Aber meinem Schmerz tat es gut. Sollten sie alles vernichten. Und sollten sie das holen, was die Inka von uns hatten. Geht in die Pyramiden, öffnet sie, holt das Gold, die wertvolle Kunst unserer Ahnen. Aber die Ahnen ließen es sich nicht gefallen. Sie wollten die Eingänge nicht freigeben, niemand wusste, wie man in sie gelangen konnte. Ich hatte geflüstert, dass es die schönsten Goldschätze in den Pyramiden gebe, dass die Götter sie gerne

an die Spanier geben würden. Aber so war es nicht. Sie kamen nicht so einfach hinein. Gier will schnell viel, keine Arbeit damit. Anstatt sich also damit auseinanderzusetzen, die Eingänge zu suchen, begingen sie stattdessen ein Verbrechen. Sie taten etwas, womit wir nicht gerechnet hatten, was für sie leichter war, als sich in etwas Fremdes hineinzudenken, das Geheimnis zu entschlüsseln. Dafür hätten sie ein Mindestmaß an Respekt gebraucht, aber das hatten sie nicht. So wie wir auf sie herabsahen, so taten sie es auch, ein Baum, den sie schütteln konnten, bis er keine Früchte mehr trägt, und wenn sie dabei seinen Stamm brechen würden, wäre es auch egal. Also schüttelten sie den Baum, ohne Rücksicht auf Verluste. Sie leiteten den Fluss um, sie fluteten unsere Pyramiden, die Pyramiden unserer Väter. Der Lehm ihrer Tafeln verwusch sich und aus dem Brei der Pyramiden wurde alles Gold ausgeschwemmt. Alle wundervollen Werke. Ich sah sie, weinte, weinte während des Flutens, weinte, als sie die Kunststücke einsammelten. Sie sahen sie nicht einmal an, einfach in einen Sack. Ich hörte später, dass alles eingeschmolzen wurde. Ich sah die verwaschenen Pyramiden. Und ich weinte, denn von nun an wusste ich, die Zukunft würde nicht besser werden. Sie würde uns nichts bringen, was wir nicht hätten haben können unter den Inka. Die Inka hatten Respekt, sie hatten uns nicht unterworfen, sie hatten uns in ihr Reich integriert. Aber das, was dieses Volk bringen würde, war ohne Respekt. Die Inka hatte ein Verbrechen an meiner Familie und an vielen anderen Familien vollbracht, aber ich hatte ein Verbrechen an der Geschichte, an unserem Volk begangen, beziehungsweise es gutgeheißen, dass Dreck, der Schlamm und das Wasser eines Flusses die besten Dinge, die unseren Vätern mit in die nächste Welt gegeben werden sollte, vernichtet haben. Ich bin nicht besser als alle anderen, die ich bekämpft hatte, man wird immer zu dem, was man hasst. Ich habe mein Wissen, meine Macht missbraucht, habe mich und

mein Schicksal als das Wichtigste angesehen. Und nun kann ich nicht mehr gut mit meinen Konsequenzen leben. Ich gehe oft zu den Ruinen und weine. Schuld, ich habe den gierigsten Menschen geholfen. Es war ihnen nicht mal genug. Ich habe gehört sie haben auf der Suche nach noch mehr Gold eine Schneise der Verwüstung durch das Reich geschlagen. Sie seien verflucht, ich hoffe es ergeht ihnen schlecht, denn sie hätten es verdient. Aber das zählt in dieser Welt nicht. Denn Macht haben immer die anderen.

Sah es und ging weiter. Sah all die verwaschenen Ruinen und fragte mich nach dem Geheimnis, was sie noch in sich tragen. Ist dies eine Geschichte der Ruinen, ich weiß es nicht, aber die Steine haben es mir erzählt. Also ging ich zurück in die Stadt, Chiclayo, chaotisch, dreckig, so rein gar nicht touristisch. In jedem Colectivo wurde ich von den Mitfahrenden gefragt, wo ich herkomme. Wie weit man fliege, bis zu mir heim. Sie waren immer lieb zu mir, sagten mir immer, wo ich aussteigen müsse, um zu den Museen und zu den Pyramiden zu gelangen. Und in Museen war ich wirklich, bis zum Umfallen. In einem war es besonders. Mehrere Etagen, jede Etage, die in das Unterirdische führte, stellte eine Schicht in dem dort dargestellten Grab dar. Klar gab es Gold, klar gab es Waffen, aber es gab auch, ja was, natürlich Keramik. Reihenweise. In den Etagen neben jeder Aufbahrung Keramik. Keramik ist der kleine Bruder des Steins. Eine wie die andere, aufgereiht. Dann spürt man es, riecht es. Die aufgeblasene Sinnlosigkeit der Form.

Keramik, sie ist so zerbrechlich, sieht unbemalt aus wie Steine. Ungebrannt ist sie formbar. Biegsam. Und dann stabil. Sie wird den Gräbern unserer Führer nicht umsonst beigegeben. Sie transportieren das Essen, was sie brauchen um wohlbehalten auf der anderen Seite, die uns einfachen Menschen und Lebenden vorenthalten wird, anzugelangen. Wir geben ihnen nur das Beste mit. Wir, das wir, die sich um



die Grabbeigaben kümmern. Goldkunst, Waffen, Schmuck, Muscheln, Kleidung und eben Keramik. Der Herrscher wählt schon zu Lebzeiten aus, wer sich um welchen Belang kümmert. Bei mir ist es die Keramik. Ich muss entscheiden, wer welche Keramik in das Grab bringen darf. Das ist meine Aufgabe. Er hat mich ausgewählt, weil ich aus einer Keramikerdynastie stamme, aber selbst nichts herstelle. Ich habe ein Leiden, ich zittere. Es behindert mich nicht sehr, aber um ein Handwerk auszuüben, ist es zu stark, man braucht sichere Hände. Aber ich weiß, welche Keramik gut ist. Natürlich weiß ich das. Zwar bin ich früh aus meiner Stadt rausgegangen. Aber was man einmal gelernt hat, vergisst man nicht. Auch wenn man dann anders lebt. Ich habe nach meinem Weggang aus unserer Heimat dann hier in den Außenbezirken dieser neuen Stadt eine neue Heimat gefunden, habe Ackerbau betrieben, wie die meisten, die um die Stadt herum leben, denn das schien mir mit meinen zitternden Händen die beste Alternative. Habe eine kleine Familie, wie jeder, mein Leben bestand aus pflügen und jäten, ich brachte die Früchte in die Stadt, denn Essen braucht jeder. Vor der Stadt leben die Menschen in bescheideneren Häusern, alles ist kleiner, einfacher, kein Prunk, keine Keramik, Gold, gute Stoffe. Und Waffen hat man bloß in Kriegszeiten. Hier feiert man ab und zu kleine Feste, abseits von den Großen Zeremonien, alles spontan. Ist ein Abend warm, dann sitzt man zusammen, lacht, redet, tanzt, singt. So ist das einfache Leben, ich hoffte es wäre gut für mich, meine Familie. Aber man kann Erfahrungen nicht löschen, das Erlebte, selbst man es vergessen hat, brennt sich ein. Hätte ich nicht das Zittern, wäre ich daheim in meiner Stadt geblieben, wäre Keramiker geworden. Ich bin die ersten Jahre meines Lebens nicht mit der Feldarbeit in Berührung gekommen, im Gegenteil, ich habe in der Welt der Keramik gelebt. Und meine Heimatstadt ist berühmt für ihre kunstvollen Tonarbeiten. Was hier die

Keramik bedeutet weiß ich nicht so gut, aber daheim, da ist sie groß. Meine Eltern haben es schwergenommen, dass ich unsere Tradition nicht fortführen konnte. Sie haben Jahre gebraucht, eh sie akzeptieren konnten, dass ich einen anderen Weg gehen musste. Ich war ihr einziges Kind, alle anderen haben die ersten Jahre nicht überlebt. Ich wollte es meinen Eltern recht machen, also übte ich, bis zum Umfallen, lernte alles über Keramik, von der Findung der perfekten Tonerde bis zu der vollendeten Bemalung. Alles. In der Theorie kann ich alles. Aber meine Hände, sie zitterten eben. Also ging die Tradition unserer Familie mit mir zu Ende. Mit diesem Wissen sind beide dann von uns gegangen, und ich weg, um zu ackern. Daheim wollte ich das nicht, ackern, wollte nicht, dass sie erfahren, was von unserer kunstvollen Familie noch übrig ist. Hier die Leute, die anderen Bauern, sie mochten mich nicht. Sie denken anscheinend ich hielte mich für etwas Besseres. Nein ich bin nichts Besseres, nur eben anders, anders aufgewachsen, andere Menschen um mich herum, ein anderes Reden, ein anderes Lernen, Kleiden, Ausdrücken, Lachen, Essen, Beschäftigen, aus sich Herauskommen. Anders, nicht besser. Aber Menschen bringen in alles Hierarchie, somit ist anders sein immer besser oder schlechter. Ich hatte mich mit meinem Leben hier, arrangiert, aber nie wohlgefühlt. Hätte keiner an meiner Stelle. Die Menschen sind sehr selektiv, wenn man anders ist. Das anders kann schon bedeuten, wie man seine Hand hält, wie man isst, was für ein Wort man unbedacht sagt. Die Körperhaltung, oder einfach nur, ob man denkt und redet, oder nur denkt und fast gar nichts redet, oder nichts denkt und gar nichts redet, sondern nur tut. Ich war ihnen fremd, trotz der jahrelangen Nachbarschaft, trotz des gemeinsamen Feierns, Lebens, Arbeitens. Aber trotzdem habe ich eine Frau gefunden, und Kinder in die Welt gesetzt. Die sind lustig. Niemals hätte ich gedacht, dass Kinder so glücklich machen

können. Ich glaube niemand weiß das vorher, es kommt dann erst, wenn sie da sind. Ich wollte ihnen gerne ein glückliches Leben ermöglichen, wie auch immer, aber wie sollte ich das, als der Außenseiter bei den Bauern. Vielleicht überträgt es sich, das Außenseiterdasein, wie eine Erbschuld. Deswegen war ich froh, als sie mich ansprachen, der Palast, ob ich die Obhut der Auswahl der Keramik übernehmen wolle. Natürlich wollte, natürlich will ich das. Es ist meine Chance. Raus aus dem Ackerdasein, jemand sein, Entscheidungen treffen, Können zeigen, eine Perspektive haben. Also sind wir umgezogen, in die Nähe des Palastes, haben dort Quartier beziehen dürfen. Wenn man einmal mit so einer Aufgabe betraut ist, dann muss man innerhalb der Stadt wohnen, anders geht es nicht. Ich freute mich auf meine Aufgabe. Und sie begann sofort. Mein Plan war, zu den Meistern zu gehen, und danach die Werke auszusuchen, bzw. wenn mir der Stile und Umsetzung gefiel, welche in Auftrag zu geben. Der Palast würde sie nach Ablieferung großzügig entlohnen. Aber meine Qualitätsansprüche sind hoch. Ich weiß nicht, ob nach jetzigem Stand, denen jemand gerecht werden würde. Wir müssten schon daran arbeiten, denn das nächste Grab, die nächste Übergangskammer in die andere Welt, müsse alle anderen in den Schatten stellen, da darf es nichts Minderwertiges geben. Also ging ich in das Handwerkerviertel, zu den Elitehandwerkern. Dort wollte ich mir die Arbeiten zeigen lassen. Ein Besuch bei einer Werkstatt nach der anderen, ohne Wertung mit der ersten in der Straße anfangen, mit der letzten aufhören. So begann ich. Aber ich schlug gleich hart auf, denn ich sah leider nur Arbeiten, die nicht meinen Ansprüchen genügten. Der Handwerker, heute, ein schon älterer Mann, der seit Jahren seine Werkstatt betrieb, war sehr begabt, aber leider darin seine Werke anzupreisen, in sonst nichts. Zu Anfangs kam ich mit ihm ins Gespräch, erzählte ihm, was ich machen wollte und sollte. Natürlich war er sehr

freundlich, zeigte einiges. Ich sagte, dass ich am nächsten Tag nochmals kommen würde, denn seine Werkstatt war groß und seine Werke waren von sehr großer Anzahl. Man muss sich Zeit lassen, nichts überstürzen, dann wird man gut in dem, was man tut. Und ich wollte ja gut werden. Wollte also am nächsten Tag wieder kommen, aber er belegte mich, drängte sich auf. So tat ich ihm den Gefallen, noch mehr von seinen Arbeiten zu betrachten.

„Zeigen Sie mir ihre letzten Arbeiten!!

„Ja mein Herr.“

„Sie sind ganz gut gearbeitet, gut in der Form.“

„Ja mein Herr, ich kann ihnen auch etwas von den älteren Arbeiten zeigen.“

„Das ist nicht nötig...“

„Aber doch, aber doch... Mein Herr, darf ich ihnen ein Wasser anbieten?“

„Gerne.“

So saßen wir, tranken Wasser. Er stellte eine Keramik auf den Tisch.

„Lassen sie sehen.“

Ich sah sie mir genauer an. Handwerklich gut, die Verarbeitung, Form, Farbe, aber sie war älter, das sah man, sobald man sie von Nahem betrachtete. Man sah ihr den Prozess des Verfalls genau an. Keine ewige Jugend, keine gute Qualität also.

„Ja mein Herr.“

„Sie ist nicht das, was ich suche.“

„Mein Herr ich verstehe eurer Problem nicht, sie ist perfekt. Im Grab möchten sie doch sicher nur die besten Sachen? Wenn sie diese ablehnen, schränken sie sich doch dadurch nur in ihren Möglichkeiten ein.“

„Der Herrscher über uns alle soll Keramik mitbekommen, die mir nicht gefällt? Er ist unser aller Herr, er hat es verdient, dass

er nur die besten Grabbeigaben bekommt. Keine benutzte und alte Arbeit, die schon Risse bekommt.“

„Sie sagen also, dass meine Arbeiten Risse haben? Benutzt und alt und schlecht sind?“

„Ich sage, dass unser Herrscher nur die beste Keramik verdient hat.“

„Mein Herr!?“

„Ich werde jetzt gehen und die nächste Zeit wiederkommen.“

Am Tag zuvor war ich bei einer anderen Werkstatt, bei einem anderen Handwerker. Seine Arbeit war jung, so wie er. Er war jung und frisch, strahlte. Natürlich war er mir von Anfang an sympathisch, aber darauf kommt es nicht an. Das Ergebnis zählt, nicht wen ich leiden kann. Er sagte, dass er noch dabei sei, seinen Stil zu entwickeln. Es sei Zeit für etwas Neues, Schönes, etwas, was noch nie dagewesen ist. Zwar sei alles noch im Versuchsstadium. Aber es laufe in die richtige Richtung. Er zeigte mir seine letzten Werke. Leider stümperhaft. Alle. Ihm fehlte die Finesse, um wirkliche hochwertige Keramik herzustellen. Er hat vor kurzem die Werkstatt seines Vaters übernommen. Dieser wollte immer den traditionellen Weg gehen. Aber fand, dass die Götter uns Menschen doch die Gaben gegeben haben, damit wir auch mal etwas Neues probieren. Ja, so sehe ich das auch. Aber leider hat er von den Göttern keine Gaben erhalten. Es wäre schön gewesen, wenn, aber wenn er nur stümpern kann, kann er eben nur stümpern. Obwohl, ich sollte ihm eine Chance geben, schließlich sagt er selbst er experimentiert noch. Vielleicht wird es besser. Mehr als nur gerne würde ich dem jungen ungestümen jungen Mann eine Chance geben. Schließlich hat er Ideen. So saßen wir zusammen, lange, er erzählte, was es ihm bedeute würde etwas Neues in die bisherige Keramikwelt zu bringen, dass es eine Aufgabe für sein Leben wäre, dass er nur dafür lebt. Natürlich fand ich seine Einstellung groß. Und Größe sollten alle Grabbeigaben

widerspiegeln. So merkte ich mir ihn als besonders interessant und sagte, dass ich ihn bald wieder besuchen werde. Er sagte ich kann jederzeit kommen und seine Fortschritte beobachten. So ging ich zwar freundlich, aber im Inneren schon mit mir hadernd, über das was ich hier vorfinden werde, nachdem ich in der Werkstatt des jungen Mannes Stunden verbracht hatte. Und dann heute der ältere, gewiefte schon verbrauchte Mann. Es war anstrengend mit ihm gewesen, obwohl es nur Reden war. Ich war müde. So legte ich mich in meinem Haus kurz hin.

Nach einer kurzen Ruhepause, rief jemand an unsere Pforte. Ein Wächter des Palastes. Der Herrscher wolle mich sehen. Mich? Seltsam.

Aber ich ging hin. Natürlich sofort. Ein Wächter duldet keinen Aufschub.

So ging ich in den Palast. Es war das erste Mal, dass ich ihn von Innen sah. Herrliche Wandgemälde strahlten von überall her. Rot, Gelb, Grün, Blau, alle Farben waren in der Wandkunst. Wenn man weiterging umwehten Tücher die Gänge, überall waren kleine Abteilungen mit Kojen, die mit Stoffen befüllt waren. Federn hingen von den Decken, Fackeln waren für die Abende bereitgestellt. In den Kojen gab es Schalen, die mit Früchten gefüllt waren. Ja, da kann man sich wohlfühlen. Und ich hatte die Gelegenheit dies zu sehen, den Herrscherpalast, nie hätte ich das in meinem Leben gedacht. Ich war der Überzeugung, dass die Götter mir nicht wohlgesonnen waren, warum sonst hätten sie mir das Zittern mit auf den Weg gegeben? Warum sonst hätten sie mich fallen lassen, bevor ich eine Chance bekam? Aber jetzt, jetzt lief ich durch den Palast, der Herrscher selbst will mich sehen. Wahrscheinlich liegt ihm viel an der Keramik. Möchte sicher gehen, dass es in guten Händen liegt, das Auswählen der Keramik. Wer weiß, vielleicht betraut er mich noch mit mehr. Anscheinend meinen es die Götter doch gut mit mir.

Der Herrscher sitzt auf seinem Thron.

Ich verbeuge mich tief. Warte, dass er mich anspricht. Er hat mich geholt, also will er sprechen, alles andere wäre vorlaut.

Ein Bediensteter steht neben ihm. Die Wachen stehen am Eingang des Raumes, sie sind nicht direkt an seiner Seite.

„Guter Mann, ihr wisst, was wir euch für eine Ehre erteilen, dass wir euch ausgewählt haben, für die heilige Keramik zu sorgen?“

„Ja. Sehr. Ich danke euch sehr dafür.“

„Warum enttäuscht ihr uns dann?“

Ich schlucke, denke nach, warum enttäusche ich ihn? Ich arbeite noch nicht einmal eine Woche an der Auswahl der Keramik. Vielmehr ich habe noch gar nichts ausgewählt, war erst in zwei Werkstätten. Was will er von mir?

„Mein Herrscher, ich verstehe nicht.“

„Es sind Beschwerden eingegangen. Ihr bevorzugt eine Werkstatt. Andere schätzt ihr nicht wert, findet ihre Ware minderwertig.“

Jetzt dämmert es mir.

„Seht zu, dass ihr dies bereinigt. Ich möchte keine Beschwerden mehr. Ihr wisst, dass meine Zeit kostbar ist, auf dieser Erde. Ihr dürft jetzt gehen.“

Das wars. Echt, das wars? Was macht man da? Eben noch von den Göttern, und ihrem Sprachrohr unserem Herrscher auserwählt und schon wieder gefallen. Schnell, ohne Umschweife. Wenn man drüber nachdenkt, ich hätte auch tiefer fallen können, aber für das, was ich gerade eben noch von mir und meiner Dankbarkeit für mein Schicksal gedacht hatte, war es ein tiefer Sturz. Meine Gefühle mischten sich. Von Schock, zu Wut, zu Angst, zu Kampfesgeist, zur Verzweiflung, Enttäuschung, Ankommen in der Realität. So ist es. Dass jemand so von Anfang an hart gegen einen kämpft, kannte ich bisher noch nicht. Ich muss schauen, dass ich das befriede, gleich morgen muss ich noch eine andere Werkstatt

aufsuchen. Von wegen eine bevorzugen und die anderen nicht beachten. Ehrlich gesagt habe ich viel Zeit bei dem jungen Keramiker verbracht, aber ich muss nicht gleich in der ersten Woche alles und jeden kennen. Man erobert sich langsam das Terrain der Keramikunst. Gut Ding braucht Weile. Und darum geht es ja, um eine gute Sache. Wer sich beschwert hat ist klar. Soll ich ihn zur Rede stellen? Warum hat er Einfluss auf den Herrscher? Warum hört der Herrscher auf ihn? Ich muss den Mann besser kennenlernen, Feinde hat man in seiner Nähe, und das ist er jetzt definitiv, ein Feind, aber einer den ich noch nicht einschätzen und bekämpfen kann. Soll ich ihn kennenlernen? Mich bei ihm lieb Kind machen? Oder die Axt aufnehmen? Soll ich Allianzen schmieden, mit anderen? Soll ich dem ganzen Beachtung schenken, soll ich es ignorieren? Warum hat mich der Herrscher nicht gefragt, was vorgefallen ist? Ich weiß nicht, was ich machen soll. Zweifel, über meine Zweifel gehe ich heim, zu meiner Familie. Sie freuen sich, sie freuen sich irgendwie an allem, dass sie leben, dass die Sonne scheint, es was zu essen gibt, dass sie heute auf dem Markt waren, Menschen getroffen haben, aus denen vielleicht Freunde werden. Und da sehe ich eine kleines bisschen Hoffnung, so etwas wie ein kleines Licht. Man darf gemeinen Menschen keine Beachtung schenken, niemand ist es wert derart in den Fokus der eigenen Gedanken zu geraten. Wir haben unseren eigenen Kopf, der ist für uns gemacht und nicht für andere. Wenn wir andere absolut verstehen sollten, hätten uns die Götter nicht mit eigenen Köpfen bedacht. Es gibt Gründe, dass wir für uns sind, und dazu gehört, dass wir niemanden mehr Beachtung als uns selbst geben sollten. Ich werde meinen Plan weiterverfolgen, meinen Plan, ich kenne mich nicht im Heucheln aus. Aber anscheinend muss ich schneller werden. Also gehe ich am besten sofort zu einem weiteren Keramiker. Es war eh mein Plan zu ihm zu gehen. Beim Treffen macht er den Eindruck eines ruhiger Mannes.



Seine Keramik ist sehr traditionell, wundervoll verarbeitet. Ich bewundere seinen vollendeten Formen. Er ist jemand der nicht redet, er macht. Wir reden kaum miteinander. Während ich mich in seiner Werkstatt umsehe, töpft er an einer Vase. Man merkt, dass es ihm Kraft gibt, man merkt, dass er das hat, was er kann, will, weiß. Klar ist er kein Visionär, wie der junge Mann, aber obwohl er so solide arbeitet, ist diese Einfachheit eine Pracht, aber vielleicht zu einfach. Es fehlt das Besondere, das Herausragende. Wir versuchen zu reden, er ist sehr verstockt. Ich sage, dass ich noch an einem Konzept arbeite, dass es die am besten ausgestattete Keramikammer werden soll, die die Götter je gesehen haben, denn schließlich gab es nie einen größeren Herrscher als den unseren. Er sagt nicht viel dazu. Macht seine Reihen an der Vase, eine über die andere. Ich bin mir nicht sicher, ob wir zusammenkommen werden. Ich weiß nicht, ob er das will. Er blockt alles ab. Aber seine Keramik bietet eine gute Grundlage. Ausbaufähig. Ein Anfang. Guter Dinge gehe ich heim. Auf dem Rückweg gehe ich nochmals zu dem jungen Mann.

„Nehmen sie sich Zeit zu experimentieren, geben Sie sich die Möglichkeit sich zu entwickeln, ich komme in den nächsten Wochen wieder.“

So gehe ich weiter. Spaziere, sehe mich um. Es fängt wieder an Spaß zu machen. Ich könnte auch mal auf den Markt gehen. Warum immer zu den Elitehandwerkern? Vielleicht gibt es bei den Alltagskeramikern auch Talente? Einen Besuch abstaten auf dem Markt, warum nicht? Morgen ist wieder Markt, ich könnte was essen, trinken, und mit den Marktreibenden reden.

Gesagt getan, ich gehen am nächsten Morgen auf den Markt. Sehe mich um. Sehe mir die Teller, Schüsseln an, wie sie gearbeitet sind. Einige sind gut, man merkt, dass sie von sicheren Händen gemacht wurden. Sie sind leicht erhältlich, für geringen Gegenwert, also nehme ich ein paar mit,

selbstverständlich präge ich mir ein, von wem sie sind. Die Händler freuen sich einen neuen Käufer gefunden zu haben. Es bleibt abzuwarten, ob ich sie und wie ich sie einbinde. Sie arbeiten dort schneller, nicht so detailliert und präzise wie in den Elitewerkstätten, aber was, wenn sie mehr Zeit hätten? Wenn sie Zeit und bessere Materialien hätten? Die drei Elitehandwerker, die ich schon besucht hatte, einer war gut, aber nicht willig, ein anderer ein Visionär, aber kein Talent und der dritte ein Intrigant, der nur aufgrund der Beziehungen gut funktioniert. Nein sie sind alle drei nicht perfekt. Es wäre das besten die guten Eigenschaften von ihnen zu bündeln und die Schlechten rauszulassen. Aber wie? Man kann Menschen nicht teilen. Man kann nicht die einzelnen guten Talente aus ihnen herausschneiden und zusammenfügen. Selbst die Götter könnten das nicht, und sollten es auch nicht. Und wenn ich diese Dinge hier auf dem Markt sehe, selbst wenn die Menschen Muße hätten, selbst dann bräuchten sie noch elendig mehr Zeit, um zu lernen, sich zu entwickeln. Es geht nicht von heute auf morgen, gut Ding braucht Weile und eben einen Grundstock an Talent. Ich nehme also die gekauften Stücke und nehme sie mit nach Hause, unser kleines Heim und betrachte sie. Stundenlang. Gehe am nächsten Tag zu einer weiteren Elitewerkstatt für Keramik, sie ist die letzte, sie leben alle im gleichen Viertel, nicht weit voneinander. Auf dem Weg dorthin sehe ich die Menschen vor ihren Häusern arbeiten. Sie raunen sich zu: „Der da... ja er hat wirklich Alltagskeramik gekauft... Und so einer wurde vom Herrscher ausgewählt... der da... so einer ist das.“ Auf einmal sehe ich den Intriganten, meinen Feind. Er lächelt mich so nett an, dass ich mich frage, ob er es wirklich war, der mich angeschwärzt hat.

„Mein Lieber! Ich freue mich euch zu sehen.“

In Ordnung, ich spiele mit.

„Ja, ich freue mich auch. Ich war gerade auf dem Weg zu euch.“

„Dann kommt. Ich habe ein gutes Limettenwasser, es wird euch erfrischen.“

Wir sitzen uns gegenüber, er ist die Freundlichkeit in Person. Kein einziges Zucken im Gesicht, ein strahlendes, offenes, kein Wässerchen trübendes lächelndes Gesicht.

„Danke dafür. Es ist sehr erfrischend.“

„So, was führt euch zu mir?“

„Gerne würde ich nochmals eure Werke sehen.“ Eigentlich wollte ich zu einer anderen Werkstatt, bin ich jetzt feige?

„Natürlich. Und wie es euer Wunsch war, habe ich schon neue angefertigt.“

Das war mein Wunsch? Eigentlich war mein Wunsch, nie wieder dieses Zeugs zu betrachten.

„Lasst sehen.“

Sie sind furchtbar.

„Sie sind ganz gut.“

„Ja, sie entsprechen dem Geschmack des Herrschers.“

„Ihr kennt den Geschmack von ihm genau?“

„Ja, erst kürzlich hat er es bei einem gemeinsamen Essen angedeutet.“

Also doch. Warum um alles in der Welt isst ein Herrscher mit einem Elitehandwerker? Warum hat er Macht? Ich weiß es nicht. Ich schlucke, denke nach. Alles würde ich verraten, wenn ich diese Stümperarbeiten in die Übergangskammer bringen lassen würde. Deswegen:

„Ihr habt einen meisterhaften Stil. Arbeitet weiter daran, der Herrscher wird es euch danken.“

Mit dieser Aussage habe ich Zeit gewonnen. Unbedingt muss ich von diesem Mann und seinen schrecklichen Arbeiten wegkommen. Er wird immer schlechter anstatt besser, zumindest empfinde ich es so, er hat mit seiner Art, so zu tun, als sei er jedermann Freund, genau das Gegenteil bei mir

hervorgerufen. Mittlerweile fange ich an, während ich so neben ihm sitze, und bis zu meiner Unkenntlichkeit heuchle, Übelkeit zu empfinden. Ist es das wert? Sich selbst absolut abstoßend zu finden?

„Meine Kinder haben auch Werkstätten gegründet. Sie würden euch auch gerne empfangen.“

Ja natürlich, das würden sie. Es wird gerade noch schlimmer, es ist schon fast Ekel, was ich empfinde. Warum stehe ich nicht auf? Warum sage ich nicht einfach, dass er und seine ganze Werkstatt nichts ist, mit dem ich mich in meinem Leben beschäftigen möchte. Er lächelt mich an, als ob wir uns seit Jahren in tiefer Freundschaft kennen würden.

„Der Herrscher, hat mir gegenüber geäußert, dass je breiter die Keramik in seiner Übergangskammer unsere Werkstätten widerspiegelt, desto besser werden die Götter ihn empfangen.“

Natürlich, klar.... Wie komme ich raus aus dieser Sache? Was ist, wenn die Kinder noch schlimmer sind?

„Ich werde erfreut sein, ihren hervorragenden Stil kennenzulernen.“

Sprach es und ging, dann gefühlte Jahre später und um an seelischen Ballast einiges schwerer aus seiner Werkstatt. Es ist nicht leicht. Ich muss aufpassen, er hat alles in seiner Hand, und leider auch mich. Machtlosigkeit in einem Umfeld, in dem eigentlich ich die Macht hätte haben sollen.

Schließlich bin ich es, der die Entscheidungen treffen sollte. Bin ich feige, oder habe ich wirklich keine Wahl? Schon alleine diese Frage macht mich müde. Ich überlege, ob ich noch zu einer Werkstatt gehe, bin aber zu geschafft. Wenn man müde ist, muss man schlafen. Die Flucht der Feigen: Schlafen! Es war auf einmal alles weg, die Freude, wie schön alles werden würde, die Vorstellung, was ich und meine Familie für ein tolles Leben führen würden, der Stolz auf mich, meine Arbeit, mein Glück durch die Götter geschenkt. Nein es heißt wieder

kämpfen, genauso wie auf dem Acker, mehr noch, auf dem Acker kannte ich mich aus. Hier nicht. Auch wenn ich auf dem Acker mich nie dazugehörig gefühlt habe. Das muss ich ehrlicher Weise sagen. Natürlich habe ich das Beste aus der Situation gemacht, mache ich immer. Das ist eine Einstellung im Leben, die schon schwer genug ist umzusetzen. Nicht weinen, sondern anpacken, und wenn weinen, dann wieder aufstehen. Immer aufstehen, kämpfen, und wenn man liegt sich umsehen, was es noch Gutes gibt, was es wert macht wieder aufzustehen. Aber heute fällt es mir schwer, sehr schwer. Ich meine, ich hatte mir die Zukunft in rosa ausgemalt, und jetzt erkenne ich, dass sie ihre Tücken hat, dass es schwer sein wird in dieser Schlangengrube zu überstehen, und vor allem, dass ich nicht weiß, nach welchen Regeln, diese Schlangen laufen. Das ist das Problem an Schlangen, man weiß nie, wann sie beißen, und vor allem warum. Wenn man einmal von Schlangen umgeben ist, gibt es nur eins, was einem helfen kann, und zwar Glück, aber das verstehe ich jetzt, habe ich nie gehabt und werde ich nicht haben. Das hätten mich meine Zitterhände schon längst lehren müssen. Nun diese Erkenntnis ist etwas wert. Ein Dasein in der Schlangengrube zu fristen, nicht zu wissen, wie man sich selbst durchschlängeln kann? Aber nein, Erkenntnis wird im Leben überschätzt, Wahrheit wird überschätzt, das einzige was von Belang ist, sind die Anpassung an die Regeln des jeweiligen Umfelds. Aber die Wahrheit, nein die ist eher hinderlich. Man muss sich bloß fragen, ob man, wissen will, wann man stirbt. Eine Wahrheit die jeden krank machen würde. Jede Wahrheit macht krank. Nein, lieber unwissend durch das Leben tanzen, und nicht vor Angst vor dem nächsten Schritt in die Hosen machen. Aber ich weiß jetzt, dass meine nächsten Schritte mich hier vernichten können. Was mache ich, mache ich mir vor Angst in die Hosen, oder gehe ich weiter, versucht festen Schrittes, und trete die

Schlangen, wenn sie mich angreifen einfach weg? Ich meine, ich kann mich doch wehren, man kann sich immer wehren, noch haben die Schlangen nicht gewonnen, noch kann ich treten, meine Hände zittern aber mein Kopf und Beine sind gesund und das Schlimmste, was passieren kann, ist es wieder auf dem Acker zu landen, aber ich habe da Jahre meines Lebens verbracht, warum sollte es also schlecht sein? Also werde ich meinen Weg weiter gehen, werde schauen, dass alles so gut läuft, wie es eben laufen kann, denn es ist meine Aufgabe und niemand anderes, die wunderbare Übergangskammer einzurichten, mit einer Keramik, die es wert ist. Ich gehe morgen zu der mir eigentlich für heute geplanten Werkstatt. Und werde dort, wie sollte es auch anders sein gute Keramik finden. Da bin ich mir sicher. Auch wenn sie nicht an die Keramik meiner Heimat heranreichen wird. Wenn ich daran denke, was mein Vater für wundervolle Keramik gemacht hat. Früher war alles besser. Daran merkt man, dass man älter wird. Oder, dass gute Dinge im Leben eben selten sind, so selten, dass man sie im Leben eben in der Vergangenheit hatte und selten in der Gegenwart. Wenn etwas gut ist, dann ist es nur ein Augenblick, ein Pünktchen in der Linie des Lebens, der schnell vorbeigeht, aber ewig in Erinnerung bleibt, aber eben nie wiederkommt. Die normale aber meistens eben unschöne Gegenwart ist somit die Grundvoraussetzung der schönen Vergangenheit, die meistens aber genauso unschön war. Ja so denke ich. Aber Denken ist nicht Handeln. Ich muss aufpassen. Ich gehe heim, will essen, schlafen. Ich muss erst einmal darüber nachdenken, wie denn alles so ist. Aber dazu kam ich gar nicht. Er stand da, in meinem Haus, der Schlangenkönig. „Mein Herr, gerne bringe ich euch in die Werkstatt meiner Kinder.“

Was ist dieser Mann unverschämt..., ich komme doch gerade von ihm.

„Gerne, aber können wir das an einem anderen Tag erledigen?“

„Sie warten schon auf euch!“

„Ja, dann wollen wir sie nicht warten lassen.“

Es regnet. Die Felder brauchen es, aber ich für meinen Teil habe den Regen nie gemocht. Regen deprimiert mich. Mit seinen Fäden, dann wird alles grau, der Himmel, das Licht, alles ist grau. Das Prasseln auf den Häuserdächern ist, als ob einen jemand einschläfern will. In der Stadt ist Regen schlimmer als im Dschungel. Im Dschungel umgeben von Grün ist das Prasseln des Regens friedlich. Man läuft geschützt vom Blätterdach, es hat schon fast etwas Heiliges im Regen durch den Dschungel zu laufen und an Wasserfällen vorbeizugehen. Selbst der Schlamm, durch den man wadet, im Dschungel, ist ein anderer als in der Stadt. Lebendiger, stärker. Man ist in ihm drin, und er wärmt. In der Stadt versteckt man sich im Regen in den Häusern. Alles Leben ist dann weg. Und wenn man hinaussieht, sieht man grau, hört grau, spürt grau. Für einen Menschen mit einem Funken Leben in sich drin ist Grau die Antifarbe, das Antigefühl, Grau ist der Tod, nicht schwarz, nicht weiß, nein er ist grau, denn zu grau wird alles, und alles ist eben nichts. Deswegen deprimiert mich der heutige Tag und ich habe noch weniger als schon vorher Lust mich mit den talentlosen Kindern eines talentlosen Intriganten zu beschäftigen. Aber das habe ich mir selbst eingebrockt. Also muss ich dadurch. Immer durch, immer weiter. Bis es die Götter nicht mehr zulassen und einen in die Grube fallen lassen, aus der wir dann wieder neu in einem neuen Leben entspringen, in dem ewigen Kreislauf, den nur die höheren Geborenen entfliehen dürfen, in dem sie in die Unterwelt mit all ihren Besitztümern eintreten. Auf dem Weg zu seinen Kindern begegnet mir der talentlose, aber visionäre junge Mann.

„Ich habe Keramik, die ihr sehen solltet. Wenn ihr vorbeikommen wollt?“

„Gerne, ich komme morgen.“

„Oder vielleicht schon heute Abend?“

„Ich versuche es.“

Schlimmer kann es nicht sein, und das an einem Tag wie heute...

„Mein Herr...“

„Ja.“

„Ein Freund von mir versucht sich auch gerade in einem neuen Stil für die sakrale Kunst. Darf ich ihn einladen...? Er ist ein guter Freund der Familie des Herrschers.“

Wieviele Freunde hat der denn? Nein, das kann alles nicht wahr sein... Wieso und ausgerechnet heute, an dem Tag, wo mir alles zu viel ist?

„Aber gern. Ich freue mich immer junge Künstler kennenlernen zu dürfen.“

Oder sollte ich lieber nein sagen? Nein, einfach nein. Besser nicht, vielleicht ist er ja wirklich nicht schlecht.

Wir gehen weiter. Kommen zu den Werkstätten der Kinder. Gehen hinein und ich sehe talentlose überhebliche Geister.

„Zeigt doch dem Herrn eure Vasen!“

Der einzige Gedanke, der mir kommt, als ich das sehe ist: Stümperei! Hauptsache es sind Vasen erkenntlich. Warum um alles in der Welt muss ich mich damit auseinandersetzen?

„Ja interessant...“

„Sehen Sie wie gut sie verarbeitet sind?“

Was soll man dazu noch sagen? Aber gut, wenn es das ist, was man mir bietet... Dann muss ich eben das annehmen. Ich meine, habe ich eine Wahl? Der gute Freund des Herrschers steht schließlich vor mir. Es ist leicht zu denken, dass man furchtlos seinen Weg geht, aber dann wirklich das Rückgrat haben, gegen den Strom zu schwimmen, noch dazu, wenn man nicht genau weiß in welche Richtung der Strom eigentlich



fließt, hier in meiner zwar neuen Heimat, aber doch fremden Stadt. Soll ich mit ihnen daran arbeiten? Dass sie besser werden? Wie soll ich es ihnen beibringen, ohne sie zu verletzen? Und ohne, dass sie mich dann verletzen? In dieser Welt ist jeder sofort beleidigt, und hier treten sie anscheinend sofort los. Das ist das Unangenehme. Könnte man wirklich mit ihnen arbeiten, Vorschläge machen, dann wäre es einfacher. Aber sie wollen anscheinend gar nicht besser werden, in dem was sie tun. Eigentlich ist es für sie vollkommen egal, was sie tun, solange sie Bewunderung dafür erhalten. Als ob sie leere Hände aufhalten und erwarten würden, dass ich sie für nichts mit allem, was ich tun kann füllen werde. Selbst die pure Sonne strahlt nur für sie, das Recht auf den ewigen Sonnenschein. Aber so ist es im Leben nicht. Das Leben ist Schweiß... Und Schmerz. Alles andere ist Lüge. Im Schmerz lernt man, im Schweiß schafft man. Alles andere sind Mythen und Lügen. Nichts bekommt man umsonst. Aber darf man das aufgeblasenen Menschen sagen? Sind Menschen der Bewunderung empfänglich für Wahrheit, oder leben sie rein in der Welt der Schmeichelei, des Schein, des Trugs? Und bin ich besser, wenn ich mich aus Angst vor dem Herrscher, aus Angst vor diesen Menschen, die flüstern, wenn ich aus Angst vor ihnen ebenso schmeichle? Wäre es dann nicht besser gewesen, auf dem Acker zu bleiben? Aber so darf man nicht denken, nach vorne sehen, was bringt es darüber nachzudenken, was gewesen wäre, wenn man anders entschieden hätte. Es ist was es ist, und nichts anderes, und die Vergangenheit kann man nicht ändern. Nur die Gegenwart. Im Kampf. Es ist immer Kampf, das Leben, egal wo und wann, zumindest für mich. Und wenn denkt, man hat Glück, überrascht der Kampf wieder von hinten, er kommt um die Ecke und sagt, los, renn, spring, steh auf, ich warte, denn ich habe dich nicht vergessen, denn ich bin das Leben. Also muss ich jetzt wieder los, auf diesem mir allzu bekannten und

unbekannten Feld des Lebens mit der neuen Bekanntschaft der Heimlichtuer, Verlogenen, Hinterrücksen und talentlosen Menschen.

Kampf:

„Ja sie sind gut, aber lass uns morgen gerne besprechen, wie wir sie im gesamten Konzept unterbringen können.“

Ich überrasche mich gerade selbst, aber das wäre die Idee:

Sie alle den ganzen Mist ändern zu lassen, im Namen des Gesamtkonzepts, nicht weil sie einzeln schlecht sind, nein sie sind ja wunderbar, aber eben das Gesamtkonzept...

„Wir wollen den Herrscher in seiner Übergangskammer glücklich machen, dazu gehört, dass wir alle hier ansässigen hervorragenden Keramiker einbinden und alle zusammen das Werk der Keramik im Gesamten kunstvoll vollenden lassen.

Ich werde über ihre Arbeiten nachdenken, wie sie noch besser werden können, wie wir sie im Gesamten gut einbinden können und ihnen den Platz gewähren, der ihnen zweifelsohne zusteht, und das perfekte Ganze für den absolut perfekten Herrscher zu schaffen.“

Bin ich gut! Aber die jungen Keramiker und ihr Vater sehen das leider nicht so, man sieht es ihnen an. Eigentlich sollte ich derjenige sein, an dessen Gesicht man das Gefallen oder die Missbilligung abliest, darauf achtet. Aber gut... Auf einmal werde ich doch unsicher. Es ist die Diskrepanz, die überbrückt werden muss, zwischen dem Schaffen eines guten Werks und dem gleichzeitigen Wohlwollen der Menschen, die daran arbeiten wollen. Fast glaube ich, dass beides zusammen nicht möglich ist. Man muss sich anscheinend entscheiden: Werk oder Sympathie der Mitmenschen. Ich verabschiede mich, laufe heim und begegne dem jungen Wilden. Natürlich muss ich seine Werke auch ansehen.

Katastrophe!

„Ja sie sind wundervoll.“

„Danke, ich wusste, dass sie euch gefallen...“

Himmel, sind die hier alle schlecht?

„Vielleicht sollten wir noch ein paar Änderungen...“

„Bitte?“

„Ich meine, vielleicht könnten wir versuchen...“ Verdammt jetzt bin ich wieder ehrlich. Vorhin hatte ich so gut geheuchelt.

„Mein Herr, wisst ihr wieviel Arbeit darin steckt? Ich habe wirklich genug versucht. Versuchen! Rein gar nichts mehr werde ich versuchen.“

Jetzt ist es an mir: „Bitte?“ zu sagen.

„Nun man hat uns schon erzählt, dass der Herrscher missbilligt, was ihr auswählt und dass ihr mit niemandem gut zusammenarbeitet. Es ist nicht gut einen schwierigen Charakter in einer solchen Position zu haben. Ihr dient schließlich nicht euch selbst, sondern einem höheren Zwecke.“

Soweit ist es also schon, ein hergelaufener Stümper erzählt mir, dass ich die Gunst des Herrschers verloren habe. Gut wir haben Pläne zusammengemacht, aber ist das ein Grund erstens schlecht zu liefern und dann auch noch anmaßend zu sein.

„Jeder hier weiß, dass ihr eurer Aufgabe nicht gerecht werdet.“ Das sagt der mir allen Ernstes ins Gesicht? Bis hier hin und nicht weiter. Flucht nach vorn:

„Guter Mann ich habe noch kein einziges Werk ausgewählt, und zwar aus nur einem einzigen Grund, nämlich dem, dass die Qualität, die ihr und euers Gleichen liefert, niemals dem Herrscher und seiner Übergangskammer gerecht werden könnte. Wenn ihr wollt, dass ich dem Herrscher eure minderwertigen Dinge, ich kann sie nicht einmal Werke nennen, mitgebe, dann arbeitet bitte noch daran. Und ob ich in der Gunst des Herrschers stehe, könnt ihr bestimmt nicht beurteilen, aber ich das, was ihr liefert schon.“

„Ihr nennt meine Kunst minderwertig...?“

„Guter Mann, was ihr liefert ist keine Kunst.“

Er wird über und über rot.

„Ich werde mich über euch beschweren. Und ihr könnt nicht damit rechnen, dass ich jemals mit euch wieder reden, geschweige denn meine Werke liefern werde. Der Herrscher wird erbost sein, wenn er hört, wie ihr uns alle behandelt habt. Alle Eiltewerkstätten der Keramiker sind über euer Verhalten empört, einen Menschen wie ihr, findet man nirgends. Ihr seid neu hier, ihr wisst euch nicht zu benehmen, ihr solltet euch nicht jeden zum Feind machen.“

„So, dann weiß ich ja Bescheid. Ich wünsche euch einen guten Tag.“

Gehe. Bin wütend. Meine Hände zittern mehr als sonst. Ich schwanke zwischen: Gut, dass das geklärt ist! Und: Das war das Dummste, was ich je gemacht habe. Das absolut Dummste. Ich sollte mich durchlavieren und dann sage ich ihm ins Gesicht wie minderwertig ich seine Arbeiten finde. Lasse mich beleidigen. Von oben herab. Von allen. Und sie reden über mich. Gemein. Viele gegen einen. Mein Überlebenstrieb hat mich jetzt wachgerüttelt. Ich musste jetzt dagegentreten, es war notwendig. Er wird jetzt zu dem Herrscher gehen, sich beschweren, und der hat mich ja vorgewarnt, dass er das nicht mehr erleben möchte, dass die Menschen ihn bezüglich meines ungebührlichen Verhaltens wegen belästigen. Und wer soll jetzt die Keramik machen? Sie weigern sich mit mir zusammenzuarbeiten, und selbst wenn sie es wollten, sie entsprächen nicht einmal ansatzweise dem, was ich mir vorstelle. Und ich habe mir sehr schöne Keramik vorgestellt. Meine Ansprüche, wollte ich für diese Nichtskönner beinahe herunterschrauben, aber irgendwann ist eine Grenze erreicht. Stümper. Angstmacher. Intriganten. Tja, was mache ich jetzt? Als ich daheim bin, spürt meine Frau sofort, dass ich konfus bin. Fragt was los sei. Warum ich so traurig sei. Ich kann nicht antworten. Ich setze mich stattdessen vor unser Haus. Sitze, versuche ruhig zu werden

und ruhig nachzudenken. Soll ich wieder gehen? Zurück zum Acker? Er gehört mir noch, wir hatten da unser Leben, aber will ich das? Wenn ich so darüber nachdenke, merke ich, dass das Beste wäre, ich sollte zurück. Mit meiner Familie. Es war ein Versuch, ich bin gescheitert, also gehe ich. So einfach. Ich sitze noch ein wenig, werde müde, gehe rein und schlafe ohne jegliches Gespräch mit meiner Familie ein.

Ich erwache am nächsten Morgen langsam. Denke, dass es schon irgendwie werden wird. Versuche Mut zu fassen, in dieser aus Formen bestehenden Welt, und beschließe an dem heutigen Tag nichts zu machen, vielmehr Müßiggang zu bestreiten. Jetzt klopft es auch noch.

„Der Herrscher möchte sie sprechen.“

„Natürlich.“ Gehe also mit und denke darüber nach, dass er mich wohl kaum freundlich empfangen wird. Ich laufe, als ob dies mein letzter Gang wäre.

Während ich diesmal durch den Palast laufe, habe ich keinen Sinn für die Schönheit, nehme den Duft als aufdringlich wahr und hoffe, dass es schnell vorbeigeht: Dieser Tag, dieses Treffen, dieses Leben hier. Es gibt auch ein anderes Leben, man muss nicht den großen Wurf machen, man muss wissen, wohin man gehört und mein Platz ist nicht hier, mein Platz, auch wenn ich es früher nie wahrnehmen wollte, ist irgendwo, aber auf gar keinen Fall an diesem verlogenen Schlangengrubenort.

Als der Herrscher mir gegenübersteht sage ich nichts.

„Es sind Beschwerden eingegangen.“

Selbstverständlich, klar.

„Ich weiß mein Herrscher. Ich entschuldige mich. Mein Herr ich möchte und kann die Aufgabe, die ihr mir gegeben habt, nicht mehr ausführen. Euch bringt alles nur Ärger, ich bin der Aufgabe nicht gewachsen. Ich möchte diese Stadt verlassen.“ Er sieht mich mit einem stechenden Blick an. Kein einziger Teil seines Gesichts zeigt Bewegung. Wie eine Maske sitzt sein

Gesicht vor seinen Gedanken. Seine Augen durchdringen mich, sie durchbohren mich.

„Nein.“

„Mein Herrscher... bitte...“

Ich werfe mich auf den Boden.

„Mein Herr, bitte, ich bin der Aufgabe nicht würdig.“

„Nein. Und ich will das von euch eben Gesagte nie wieder von euch hören. Geht nach Hause, erledigt eure Aufgaben, ich erwarte, dass ihr die perfekte Keramik liefern werdet.“

Ich breche innerlich förmlich zusammen. Weiß nicht, warum er so entscheidet.

„Mein Herrscher, vielleicht...“

„Zweifelt ihr meine Entscheidungen an?“

Nein, er ist der Herrscher, er ist unfehlbar.

Da wird es mir klar. Lässt er mich gehen, gibt er zu einen Fehler gemacht zu haben, mit mir, der Entscheidung mich aus der anderen Stadt, der Stadt der Keramik haben kommen zu lassen. Dass ein Keramiker aus der Gegend bestimmt gerne diese Aufgabe ausgeführt hätte, und er stattdessen aber mich gewählt hatte, das ist das Problem. Er kann sein Gesicht nicht verlieren, nicht zugeben, dass ich ein Fehlentscheidung war. Der Herrscher wollte Besseres für sich, etwas Besseres als die vorherigen Herrscher in Ihren Kammern hatten, wollte nicht im Schatten der Großen stehen, wollte aufsteigen im Leben und erst recht im Tod und merkt jetzt, dass sein Volk ihm nicht folgen will, und vor allem nicht folgen kann, auf dem Weg der Großen. Wenn er mich gehen lässt, gesteht er, dass sein kleines Volk in seiner kleinen Stadt immer kleiner und unbedeutender als andere sein wird. Mehr noch, dass seine Ambitionen höher sind, als er jemals erreichen könnte, denn auch ein Herrscher braucht andere, ein Volk, das seine Visionen teilt, das ihm gehorcht, vertraut, sich von ihm führen lässt, seine Entscheidungen befürwortet und danach lebt. Und auf gar keinen Fall anzweifelt. Wenn ich gehe ist er

gescheitert, dann hätte er eine falsche Entscheidung getroffen, und zwar mich zu holen. Seine Entscheidungen können aber nur unfehlbar sein und durch mein Gehen, hätte ich mich selbst über seine Entscheidung hinweggesetzt. Es war somit das Schlimmste ihm selbst anzubieten zu gehen. Hätte er diese Entscheidung getroffen, wäre vielleicht nur ein kleiner Schaden entstanden. Anstatt ihn anzuflehen, hätte ich ihn zuerst reden lassen sollen. Wenn ich gegangen wäre, lieber auf dem Acker arbeitend als hier in der Nähe des Palastes, hätte jeder andere Herrscher über ihn gelacht, dass Menschen lieber auf dem Acker arbeiten, als in seiner Nähe... Niemals hätte er wieder jemanden in diese Stadt holen können, um hier zu leben. So ein Szenario dürfte niemals sein. Es dürfte einfach niemals sein. Ja ich bin mir jetzt sicher, mein Scheitern wäre ein noch größeres Scheitern für ihn gewesen. Wie konnte ich das nur so spät begreifen? Somit hilft also alles nichts, ich muss hierbleiben, ich kann nicht anders, ich sitze in der Falle. Ich muss siegen, hier. Muss die Aufgabe erledigen, hier, und zwar gut, mehr noch sehr gut. Aber die Elitekeramiker haben mich fallen lassen, ich muss andere Wege finden. Und auf diesen Wegen darf es keinen Makel an der Keramik geben, das ist es was nun zählt. Das Einzige, was zählt, denn alles andere ist verloren. Um das Heil meiner Familie willen, muss ich siegen. Es ist nicht auszumalen, was aus meiner Familie würde, wenn ich scheitere. Sie würden die Last mittragen, und sie haben es doch gut hier. Hier ist das gute Leben, der Acker ist der Acker... Ich werde darüber schlafen, mir eine Strategie ausdenken, es ist wichtig eine Strategie zu haben, wenn man die hat, kann man sich an ihr heranhangeln, oder wie eine Brücke überqueren. Die Sekunden in denen ich dies verstand, waren still. Der Herrscher sagte nichts. Ich verbeugte mich tief.

„Verzeiht mein Herrscher. Ich werde euch die perfekte Keramik, genauso wie es euch gebührt, liefern.“

Er winkte kurz ab. Ich ging.

Ging heim. Legte mich hin, am helllichten Tag. Traumlos. Die Götter gewährten mir eine Pause. Ruhe. Mit dem Gedanken Pause wachte ich auf. Pause... Aber eine Pause ist es bloß, wenn man auch wieder aktiv wird. Also entwickelte ich einen Plan: Ich werde die Elitekeramiker ignorieren. Werde sie in eine angebliche Pause schicken, in eine sehr lange Pause, wo das Ende noch nicht absehbar ist. Ich bin jemand Fremdes für sie, also jemand Dummes. Jemand, den sie manipulieren wollten und als das nicht klappte hinausschimpfen. In aller Öffentlichkeit. Bei diesen Menschen habe ich nichts mehr verloren, das Schlimmste, was ich machen könnte, wäre niederzuknien und versuchen mit ihnen zusammenzuarbeiten. Aber das wird nicht passieren. Nein, ich werde stattdessen zu den Alltagskeramikern gehen, ich werde in Zukunft auf ihrem Feld spielen und die dann beste Keramik hervorbringen. Ich habe die Theorie der Herstellung der Werke im Kopf, ich muss sie nur umsetzen lassen. Also gehe ich in das Viertel der Alltagshandwerker. Ich werde beäugt, belächelt, aber es ist mir gleich. Ich lächele zurück, laufe, bin interessiert, frage: „Wo sind die Werkstätten?“ Eine Horde von aufgeregten Kindern zeigt sie mir. Sie springen um mich herum, sind ein kleiner aufgeregter Haufen, quietschen und sind selig, am Leben zu sein und durchzuspringen durch das Erlebnis, was sich ihnen jeden Tag in ihrer Kindheit mal im Großen und mal im Kleinen bietet. Die Kinder bringen mich von Werkstatt zu Werkstatt, immer kreischend, lachend. An einer Werkstatt fühle ich auf einmal einen Hauch von Mysterium. Durch einen Vogel, er sitzt am Eingang, seltsam ruhig, allein, weiß, sitzt und sieht einen an, ohne Angst, in einem Selbstverständnis, dass er da ist, ohne zu hinterfragen, warum, denn er ist es einfach. Er ist da. Ich gehe auf ihn zu,



auf die Tür, vor der er sitzt, umgehe ihn und will eintreten, in eine neue Welt, ein Geheimnis. Schon allein dieser Wille ist begleitet vom Zittern des Unbekannten. Ich zittere mehr als sonst, aber es ist ein gutes Zittern, es ist die Aufregung, eine freudige Aufregung. Vorsichtig, fast schon auf dem vor mir liegenden Unbekannten balancierend, treibe ich mich selbst Stück für Stück weiter, werde geradezu angezogen. Der Vogel lässt sich nicht von mir stören, er sieht mich, sieht mich blank an, er weiß, dass ihn niemand etwas tut, am wenigsten ich. Sein Blick ist ohne Wertung, gleichgültig, gegenüber Gutem und Schlechtem. Denn, egal was kommt, er denkt und weiß er ist da. Er braucht keine Berechtigung, keine Genehmigen, kein Sinn durch andere, keinen Grund zu leben, denn er lebt. Leben kennt keinen Grund. Leben lebt. Ohne Recht. Wer nach dem Recht oder den Sinn des Lebens sucht, verkennt es. Niemand hat kein Recht zu leben, niemand braucht einen Sinn, um zu leben. Es gibt keinen. Nur den, dass man da ist. Der weiße Vogel gibt keinen Ton von sich. Ohne dass ich ein Warum kenne, ohne dass ich nur im mindesten erklären kann, was mich anzieht, gehe ich den Weg, der mir, so bin ich mir auf einmal sicher, bestimmt es. Trete ein, in meine Welt. Ich habe bereits entschieden, dass ich hier finden werde, was ich brauche. Der unerschrockene Vogel gibt mir diese Sicherheit, er hat mir ins Gesicht gesehen, hat gezeigt, dass er keine Angst vor anderen, keinen Zweifel kennt. Denn das wäre zwecklos. Wir alle sind da, und gehen, wenn es höhere Mächte entscheiden. Wir sind da, ob gut oder nicht, darüber können wir nicht urteilen, auch niemand anderes. Niemand. Und genau dadurch finden wir unseren Weg. Nichts anderes. Sinnlos oder sinnhaft. Egal. Jetzt. Ohne Vergangenheit, ohne Zukunft. Nur jetzt, hier, und hinter dieser Tür. Da ist es. Egal was ich in dieser Werkstatt gefunden hätte, ich hätte es immer bejaht. Der Schlüssel dazu war er, ist er, ein Vogel in seinem Selbstverständnis.

Als ich die Werkstatt betrete sehe ich einen kleinen Werkraum, ein Regal mit fertigen Schüsseln, fertigen Tellern, Vasen, Krügen. Der Mann im Inneren sieht mich etwas überrascht an.

„Mein Herr, seid ihr sicher, dass ihr hierher wollt?“

„So sicher man sein kann.“

„Was kann ich euch Gutes tun?“

„Ich würde mich gerne umsehen.“

„Mein Herr seht euch um, aber ich bin mir nicht sicher, ob wir ihren Ansprüchen genügen...“

Bescheidenheit... Wie wohltuend...

Eine Frau kommt herein, bringt ein Getränk.

„Sie arbeiten allein?“

„Nein, mein Herr, meine Familie auch. Wir haben drei Söhne, sie alle arbeiten mit mir.“

„Darf ich ihre Ware sehen?“

„Sie steht hier.“

Einfach, klar, gerade, wohlgeformt... Aber das Grundmaterial ist nicht das Beste.

„Wenn ich euch besseren Ton besorge, könnt ihr mir ein paar Vasen anfertigen? Ich werde euch genaues Maß geben und bei euch sein, wenn ihr die ersten anfertigt. Ich möchte sehen, ob ihr meinen Ansprüchen genügt.“

Ich lächle, in der Hoffnung, dass er versteht, dass ich als Freund gekommen bin, als Freund, nicht als Machtgieriger, ich will, dass er merkt, dass ich ihm Respekt entgegenbringe.

„Mein Herr, ich weiß nicht, ob wir das dürfen.“

„Man weiß nie, was man darf, bis man es getan hat. Das ist nicht die Frage, die Frage ist, seid ihr begierig darauf zu wachsen?“

Er sieht mich an, ohne dass ich sein Gesicht lesen kann. Trägt wie der Herrscher eine Maske, aber seine ist weich, die Augen funkeln, sind nicht kalt, sanfte Gesichtszüge, brummig, dann lächelt er und gibt mir seine Hand.

„Warum sollten wir es nicht versuchen?“

Lacht und wir besprechen, wann wieviel Ton und wo...  
Guter Dinge gehe ich nach Hause. Ich muss am  
Elitehandwerkerviertel vorbei, da sehe ich sie schon, die alten  
Geister, etabliert. Vor lauter sich gegenseitigem Belügen und  
Schmeicheleien haben sie die realistische Einschätzung ihres  
Könnens verloren. Ja, die armen Erfolgreichen. Ihr Erfolg wird  
Geschichte sein, und meiner die Gegenwart, mehr noch die  
Zukunft. Sie schauen mich nicht einmal an, rümpfen ihre  
Nasen, wenn ich vorbeigehe, aber sind untereinander  
besonders liebenswürdig, zeigen mir, wie lieb man  
miteinander umgeht, hier in dieser Stadt, wo Fremde  
entweder ausgenutzt, betrogen oder vernichtet werden. Aber  
anscheinend ist dies der Lauf des Lebens, vielleicht hat der  
Fremde immer verloren. Aber ich habe einen neuen Weg  
gefunden, oder werde ihn finden., ohne sie, die Feindseligen.  
Werde zeigen, was man alles tun kann, auch wenn man keine  
Möglichkeit sieht zu überleben, zumindest auf den ersten  
Blick. Aber oftmals ist der zweite oder dritte Blick eh  
erkenntnisreicher, schöner und zeigt die wahren  
Möglichkeiten. Also gehe ich an ihnen vorbei, um für den  
nächsten Tag den besten Ton zu besorgen, eine kleinere  
Menge, schließlich wollen zuerst probieren, lernen. Aber ich  
bin mir sicher, dass der weiß gefiederte selbstbewusste Vogel  
mir den richtigen Weg gezeigt hat. Das hat er.  
Was wird nun kommen? Eine der schönsten Zeiten meines  
Lebens? Kreativ sein, ich meine wirklich kreativ, Neues  
schaffen, probieren, verwerfen und wieder von Neuem  
anfangen? Werden wir etwas kreieren, was in den eigenen  
Ansprüchen so schön und einmalig ist, dass man einfach nur  
stolz darauf sein kann? Was wird entstehen? Die  
wundervollsten Vasen und Schüsseln? Im Stil meiner  
Heimatsstadt, aber mit neuen und eigenen Charakterzügen?  
Jede Hand ist anders, jede Hand hat eine Geschichte, so wie

Gesichter und diese Geschichte webt sich überall mit ein.  
Was werden ihre Hände fertigen?

Wenn wir Erfolg haben, was werden die Elitehandwerker  
sagen? Werden sie:

„Mein Herr, ich habe gehört, dass Ihr mit den  
Alltagskeramikern arbeitet...“ fragen?

Wie werde ich reagieren?

„Mein Herr ich denke, das obliegt mir.“

Sie werden reden, hetzen, jeden zweiten Tag an der Werkstatt  
vorbeikommen, vorbeilaufen hineinsehen und weiter gehen.

Sie werden tuscheln. Ich werde lächeln.

Sie werden wieder versuchen zum Herrscher zu gelangen.

„Ja, geht zum Herrscher, er wartet schon auf euch.“

Und genau das wird unser Triumph sein. Dass sie mit ihrem  
Hass nicht werden verhindern können, dass wir etwas  
Wundervolles kreieren. Und es wird wundervoll. Ich weiß es.  
Wir arbeiteten weiter. Wir werden zusammen die beste  
Keramik schaffen, die je in eine Übergangskammer  
mitgegeben wurde. Dass man im Leben etwas Gutes schaffen  
muss, darauf kommt es an, etwas mit Liebe, oder mit  
Schönem oder etwas Perfektem. Irgendetwas, das es schafft,  
auch ohne einen selbst, noch weiter zu blühen, zu leben und  
zu gedeihen. Ich werde es versuchen. Bis es still wird, aber  
solange meinen Lieben werde ich nicht schweigen, solange  
werde ich meinen Weg gehen, den mir die Sonne weist, denn  
nur sie offenbart mir den Weg und nicht die kleinen  
Schattengewächse. Bis zur großen Stille.

Ja, still. Aber man reist nicht um Stille zu finden. Nur das  
Museum ist tief und still, aber mit jedem Stockwerk was tiefer  
in die Erde führt, offenbart es eine Schicht des ausgegrabenen  
Grabes., was dort ausgestellt ist. Jede Schicht mit  
Geheimnissen, voller Möglichkeiten der Entdeckung. Wieviel  
Geheimnisse wird es dort noch geben? Wieviel Geschichten  
hängen dort? Immer tiefer, immer dunkler... Nach dem

Museum ist es für mich wichtig mich wieder dem Leben von heute zuzuwenden, nach dem Ton und der Inspiration der kleinen Steingeschwister. Wer nach Peru reist muss essen. Wer dort nicht isst und trinkt der verpasst Peru. Peru hat eine der eigenwilligsten Küchen in der Welt und deswegen einer der besten. Ich esse alles, je seltsamer und verrückter es aussieht, desto größer ist mein Drang es zu essen. Und ich bereue es nicht. Nie. Bei keinem einzigen Toilettengang. Aber das habe ich eher dem Wasser zu verdanken. Wasser aus der Leitung scheint das international gefährlichste Getränk zu sein. Egal wo man hingeht, mittlerweile auch in Deutschland. Nichts, egal wo, ist an Lebensmitteln so gefährlich wie Wasser. Aber essen, ja essen kann man alles, und wenn es noch so seltsam ist. Man braucht in Peru keine Restaurants, alles, was man will, findet man auf der Straße, es gibt immer einen Händler, für billig Geld bekommt man das beste Essen. Sicher ist es in den Luxusrestaurants auch gut, aber die kann sich eine kleine Reisende, wie ich nicht leisten. Märkte sind gut, und ok. kleine Restaurants mit Mittagsmenü sind auch gut, alle sind gut, Getränke, eins verrückter als das andere. Essen... Trinken... Man kann gar nicht mehr aufhören. So sitze ich einem Restaurant und bestelle irgendetwas, was ich wie immer nicht verstehe. Normalerweise habe ich Glück. Umringt von Einheimischen sitze ich in einem kleinen Restaurant. Einfach. Ohne viel Tamtam, ich bin die einzige Weiße. Und ich glaube sie wollten auch, dass das so bleibt. Haben mir Panzen hingestellt. Alle lachen, leise, verschmitzt in meine Richtung. Aber meine Lieben: Mich kennt ihr noch nicht. Ich esse jeden Bissen diesen Essens mit Genuss, schmatze sogar ein bisschen. Für eine kurze Zeit bin ich im Mittelpunkt des Interesses des Restaurants. Wahrscheinlich haben sie damit gerechnet, dass ich es stehenlasse... aber wie bereits gesagt, ich bin die Härteste, mir graut es vor nichts... und ehrlich gesagt, sogar dieses Essen war gut. Gut

gewürzt, ein bisschen seltsame Konsistenz, aber ansonsten ok. Ich glaube ich habe mir in dieser halben Stunde des Essens Respekt verdient, eine Brücke gebaut. Offen für alles. Sie sehen etwas, was ich gut an mir finde. Denke es zumindest. Habe ich auch mal verdient, dass man etwas an mir gut findet. Ist ja sonst eher selten. So baue ich mein kleines Selbstbewusstsein in meiner positiven Vorstellungswelt, in der mich Menschen plötzlich mögen, auf. Wir müssen nicht miteinander reden, ich fühle mich auch so akzeptiert, in einem kleinen Schritt, ohne Worte nur mit einem amüsierten Lächeln. Ich bin kein Mensch der gefürchtet oder ernst genommen werden will. Mir ist es lieber gemocht, akzeptiert und als eigen wahrgenommen zu werden. Ich bin nicht Allemana, Europeuen oder eine was auch immer. Ich bin eine, die neugierig durch das Leben geht und Hierarchien versucht zu vermeiden, in beide Richtungen. Klar, bin ich nur ein kleiner Punkt im Gemälde des Lebens, innerhalb von vielen, aber eben ein eigener kleiner Punkt. Und dieser kleine Punkt bewegt sich weiter, frei und bunt und schafft es weiter nach Süden. Der chaotische Norden wird zurückgelassen, die Panzen gibt es auch erst weiter im Süden, es war ein kleiner Vorgriff der Reise, auf der Reise der Steine. Und Steine finde ich wieder in Kualep. Wandere durch die Ruinen, im kühlen Klima. Die Touristen meiner Tour lasse ich alleine laufen. Bin in der Ruine mit einem Lama. Braune Zotteln. Es schaut mich nicht an. Ich setze mich, auf die Steine und sehe hinaus, hinaus aus der Stadt, in die Ebene. Denke an jemanden. Frau denkt meistens an jemanden. Wartend. Es ist immer dasselbe Spiel. Frauen kauern seit ewigen Zeiten auf ihren Sitzen und sehen hinaus, auf die Ebene, aus Fenstern, aus Häusern, wartend, auf ihren großen ihn. Ja auf ihn. Nie hätte ich gedacht, dass ich eines Tages hier sitzen würde, auf ihn wartend. Einen Krieger. Ich habe Krieg immer verabscheut, verabscheue ihn immer noch. Der Krieg hat mich

weggebracht, von daheim, von dem Leben was ich geführt hatte, von dem Leben, was ich mir erwartet hatte. Ich war jung, deswegen haben sie mich hierhergebracht. Aber nicht zu jung. Sklaven sind gut, solange sie noch biegsam sind. Aber sie brauchen schon Substanz. Um stehen zu können, arbeiten zu können, in die Funktion des neuen Lebens gebracht zu werden. Ich war in dem richtigen Alter. Alt genug zum Arbeiten und jung genug zum Lernen. Dachten sie. Aber ich habe nicht gelernt, was sie wollten, nicht gelernt, das neue Leben zu lieben. Ich wollte mich nicht ergeben. Nicht dieser Familie, der ich nun gehöre. Nicht dieser Stadt in der ich nun lebe. Sie haben mich hierhergebracht und die einzige Form des Widerstandes, die ich für mich fand, war es nicht zu lieben, mich nicht hinzugeben, niemanden und nichts, nicht freiwillig. Ich bin eine Frau, was für Möglichkeiten des Widerstandes hat man da schon. Der einzige Widerstand, der mir einfiel, war eben nicht zu lieben. Die erste Zeit, als ich hierherkam, war die Schlimmste. Ich habe nicht viel Erinnerung an meine Heimat, aber ich begriff schnell, dass ich hier nicht viel Wert war, in den Augen, der hier Lebenden. Ich weiß, dass Krieg Kummer bringt, dass Menschen sterben, Frauen vergewaltigt, Kinder verschleppt werden, in der Fremde aufwachsen und ein Leben lang fremd bleiben. Ich habe nicht mehr sehr viel Erinnerung an meine Familie, an mein altes Leben. Man lebt eben im Jetzt, und nicht in der Vergangenheit. Die trägt man bloß mit sich, im Gepäck. Ich habe viel im Gepäck. Aber ich weiß nicht was, ich weiß nur, es wiegt schwer. Sehr schwer. So schwer, dass ich niemals aufsteigen kann. Diese Last drückt mich so sehr, und das Schlimmste ist, sie ist für jedermann sichtbar. Ich habe die Kleidung der Sklaven, sofort erkennbar, für jeden. Ich bin nichts wert, nur für meine Besitzer. Ich darf mir selbst auch gar nichts wert sein, darf nicht hoffen, was andere hoffen, denn meine Türen werden immer zu sein. Keine Tür für eine Familie, kein Besitz, keine Entscheidungsgewalt

über mein Leben. Und keine Hoffnung es jemals zu haben. Es heißt, wenn die Hoffnung weg ist, lebt es sich leichter, wenn man akzeptiert, was man ist, wo man hingehört, wenn man seinen Platz kennt und nicht auf etwas Besseres wartet. Nein, arrangieren, heißt das Zauberwort. Das Zauberwort aller Sklaven. Aber Hoffnung ist die Essenz des armen Lebens. Des Durchhaltens. Wir sind in diesem Leben. Niemand weiß, wenn er ehrlich ist warum. Um den Göttern zu gefallen? Um anderen zu dienen? Aber warum jemanden dienen? Warum immer das Selbstüberwinden, das Kämpfen, das Übersteigen der Fähigkeiten, Wachsen, Zurückgestutzt werden, nur um wieder zu wachsen und am Ende einzugehen? Sie sagen die Götter wollen, dass wir leben. Die Götter wissen es besser. Wir wissen nichts. Warum wissen wir nichts, um kleine Puppen in einer Unterhaltung für jemanden zu sein? Warum rennen wir ohne Sinn, denkt man, ohne eine Lösung zu finden, warum sucht und wünscht man, wenn man dann am Ende, vor dem nichts oder der Enttäuschung steht? Es ist ungerecht das Leben, man sucht nach Glück. Darum kämpft man jahrelang, um eine Sekunde Glück zu haben, die schnell doch enttäuschend wird. Warum können wir nicht einfach glücklich sein, ohne anderen etwas zu neiden, es wegnehmen zu wollen, etwas, was ihm gehört haben zu wollen? Warum gibt es diese Gier, den Ursprung allen Krieges? Gefällt es den Göttern, wenn sie uns leiden sehen? Gibt es einen Grund andere ins Unglück stürzen, andere töten zu wollen, sich am Schmerz anderer zu weiden? Hass. Das Schlimmste. Hass auf den anderen. Weil man denkt, der andere versteht einen nicht, akzeptiert einen nicht, fügt einem Leid zu, dem Körper, der Seele? Deswegen, tut man mit ihm das an, wovor man sich selbst fürchtet. Denkt jemand im Ernst, die Angst, vor dem eigenen Leid, berechtigt einen, jemanden zu vernichten? Angst, Hass, Neid, das sind die Grundpfeiler des Krieges, und das sind die Dinge, die niemand braucht. Und doch gibt es sie,



und obwohl sie nur Schlechtes hervorbringen, bleiben sie. Ich verstehe nicht warum. Vielleicht gibt es keine Antwort auf das immer wiederkehrende Warum? Auch wenn es schön wäre, zu wissen, warum wir es uns gegenseitig immer so schwer machen. Jeder dem anderen. Wir machen dieses Leben, warum machen wir es nicht besser? Frage über Fragen, immer wieder, die Fragen nach dem Warum? Den Sinn für mich, den Sinn für unsere Städte, den Sinn wie wir uns verhalten, untereinander, mit Fremden, den Sinn des Jagens, den Sinn des Tötens? Des Vernichtens des anderen Lebens, um selbst am Leben zu bleiben. Das tun alle Menschen, alle Tiere, vielleicht sogar die Pflanzen. Aber ich hoffe die müssen niemanden vernichten. Die leben von Wasser und Luft. Aber wir, wir benutzen anderes Leben, löschen es aus, um am Leben zu bleiben. Warum können wir nicht einfach auch nur von den Lichtstrahlen, dem Wasser, der Luft leben? Warum müssen wir immer zerstören, um zu leben? Wer hat sich das ausgedacht? Die Perversion des Lebens, nur wer anderes vernichtet, für sich nutzt, lebt, erblüht, strahlt. Bis er selbst vernichtet wird, oder einfach die Zeit vorbei ist. Ich war jung, als ich hierherkam, jung genug, um die Traurigkeit zu spüren, etwas verloren zu haben und alt genug, um zu begreifen, dass diese Stadt hier, in der ich nun lebe, mehr oder weniger gut, dass diese Stadt nur blüht, weil es Städte, wie meine Heimat nicht mehr gibt. Ihre Vernichtung hat zu diesem Wohlstand geführt, zu diesem Glanz. Wer sagt, welche Stadt, welches Leben es mehr verdient hätte zu blühen? Das Brutalste, das Schlaueste, das Skrupelloseste? Kann man urteilen, über sie oder uns? Wer weiß wie es anders geworden wäre? Ob, wenn wir gesiegt hätten, alles besser gewesen wäre? Aber da macht man es sich auch zu einfach. Wir haben niemanden angegriffen. Sie sind zu uns gekommen. Sie, die ewigen Krieger dieser Stadt, die jetzt blüht. Und ausgerechnet in so einen Krieger habe ich mich verliebt. Er ist nett. Schön. Stark.

Jung. Aufmerksam. Hat mir immer eine kleine Blume hinter mein Ohr gesteckt. Hat mich geküsst, auf dem Mund, in den Nacken. Ich ihn auf seine Nase, und immer wieder seinen Mund. Seine weichen Lippen, weit geschwungen, sensible Lippen. Wir haben uns das erste Mal getroffen, als ich Besorgungen machte. Für meine Dame. Sie schickt mich gerne durch die Stadt, dass ich Nachrichten überbringe, Blumen und frisches Obst für sie besorge. Eigentlich habe ich Glück mit meiner Dame, sie mag mich in ihrer Nähe, sie mag meine sanft Art, wie sie sagt. Findet mich hübsch. Ich bin ihr kleines Schmuckstück, sagt sie. Eine kleine Meeresperle. Keine Goldkette, nein eine kleine Perle. Ich bin rein, die Perle, aber sie ist das Gold, sie strahlt. Und dabei helfe ich ihr, alles an ihr sauber und duftend zu halten. Nicht, dass ich selbst waschen und putzen würde, nein, das würde meine Hände rau machen, und das darf nicht sein, ich muss schließlich meine Dame ankleiden, ihre Haare kämmen, waschen, sie ölen, sie massieren, ihre Nägel rein und schön halten, und dabei ein bisschen kurz zwitschern: Etwas wie: Ja ich verstehe sie. Ja natürlich ist das ungeheuerlich. Ja, niemals dürfte so jemand mit ihnen sein. Sie schimpft viel meine Dame. Ich weiß alles, was sie weiß, über jeden, den sie je getroffen hat. Sie fühlt sich immer missverstanden, dabei ist sie doch so gut zu allen. Sie hilft, wo sie nur kann, möchte jedem ein angenehmes Leben machen. Ja, so ist sie ganz selbstlos. Ich weiß sie meint das ernst, was sie sagt. Wenn man sie so reden hört, würde man meinen, sie würde sich mit niemanden verstehen und nur im Streit liegen. Aber nein, nicht sie, bei allen Begegnungen mit anderen tänzelt sie. Sie tänzelt zu den Menschen, von der Gruppe, zu den einzelnen. Alle begrüßen sie lächelnd, alle freuen sich sie zu sehen. Sie hat für jeden erhabene Wort parat, sie berührt die Menschen angenehm, mit den Händen und mit ihren Worten. Man kann sagen, sie kann den Tanz in der Menge der Erhabenen. Ich stehe dann abseits, halte ihren

Becher, der mit ihrem Lieblingsgetränk gefüllt ist und warte bis sie zu mir kommt, um ihr den Becher zu geben und ein wenig die Stirn zu tupfen. Und ewig lächelnd geht sie bei jeder Feier in die Menge, und wird von ihr empfangen, und ich weiß nach diesen Begegnungen, werden wieder meine drei Kombinationssätze zu ihren stundenlangen Weinen über die schlechten Leute und ihre missverstandene Person Anwendung finden. Es ist mein Schicksal für diese Frau zu leben. Vielleicht muss ich mir nicht all die Fragen nach dem höheren Sinn stellen. Ich bin für diese Frau hier, für diese Dame lebe und atme ich. Ich sehe so aus wie sie es will, und ich tue, was sie will. Ohne Einschränkung. Auch wenn es schwerfällt. Obwohl, ich habe nicht lange gebraucht, bis ich begriffen habe, was sie braucht. Ihr Mann hat mich ihr geschenkt. Er weiß, was sie will und hat es in mir gesehen. Eine jüngere, hübsche, sanfte Begleiterin, kein Kindersatz, sie hat genügend Kinder, sie sind versorgt, mit den besten, was man für eine Familie mit ihrem Stand kriegen kann. Sie liebt ihre Kinder, ist stolz auf sie, aber ihre Kinder werden eigenständig, werden zum eigenen Willen erzogen, ich dagegen soll keinen Willen haben, ich bin ein Spielzeug, was vortäuscht. Wenn ich ein wenig zwitschere, lächelt sie, ist zufrieden, was für ein liebes kleines Vögelchen sie hat. So rein, unschuldig, kann gar nicht aufhören, darüber in Worten zu schwelgen, dass ich die einzige sei, die sie versteht, dass sie sich nur mir anvertrauen könne. Am Anfang hatte ich Angst, als sie mit ihren vertrauensvollen Gesprächen anfang. Sie hat Macht. Und auf Vertrauen, von einer misstrauischen Frau, folgt meist eben der Verlust des Wohlwollens. Es kippt immer, das weiß man, das fühlt man schon als junger Mensch. Das bedingt der Charakter solcher Menschen. Deswegen bin ich vorsichtig. Aber sie weiß, dass ich weiß, dass ich ihr gehöre, mit allem, was dazu gehört. Deswegen kann ich mir sicher sein, dass sie nicht mir als Menschen vertraut, sondern

sie vertraut darauf, dass ich meine Position kenne, mit all seinen Erfordernissen, Pflichten, und Gefahren beim Abtrünnig-Werden. Nicht mir vertraut sie, sie vertraut der Sklavin, die begriffen hat, was eine Sklavin kann, darf und was nicht. Solange wir beide diese Gegebenheiten begreifen, wird es keine Probleme geben. Es könnte nur zu Problemen kommen, wenn mein ... ja was ist er eigentlich? Mein Liebhaber? wenn mein er offiziell werden würde. Aber es ist klar, wir werden nie offen, für alle sichtbar Zusammensein können. Ich würde das ehrlich gesagt auch gar nicht wollen. Und meine Dame würde das auch niemals zulassen. Nicht einmal der Gepflogenheiten wegen, aber ich bin ihr reines unschuldiges Äffchen, da kommen Männer nicht vor, zumindest nicht in dem Maß, wie wir miteinander verkehren. Ich würde in ihren Augen fallen. Wäre nicht mehr rein. Wäre nicht mehr ihr allein zugehörig, hätte etwas eigenes. Ich bin nichts eigenes, darf also auch nichts eigenes haben. Nichts. Außer, den gestohlenen Momenten. Mit ihm. Er lächelt und ich fliege. Das sagt er auch über mich. Ich weiß nicht, ob ich wagen dürfte auf ein Leben mit ihm zu hoffen. Selbst wenn ich keine Sklavin wäre. Er geht kämpfen. Immer wieder. Mal sind sie kurz fort, mal lang. Immer sitze ich dann hier, wenn es geht auf dem Stein und warte auf ihn. Es ist nicht gut einen Krieger zu lieben. Nie ist das gut. Krieger töten. Krieger werden getötet. Der Inhalt des Krieges ist der Tod. Vielleicht habe ich mich deswegen in ihn verliebt, denn ich bin als Sklavin eine Halbtote. Man ist bloß eine Hülle. Aber diese Hülle füllte sich durch ihn aber mit einem sanften Gefühl, weich, lieb. Es machte mich noch weicher, sanfter. Versöhnte mich mit meinem Schicksal. Ließ mich auf Abende, Stunden freuen, ließ mich ein wenig das Leben lieben. Diesmal sind sie lange weg. Die Läufer waren schon bei uns, sie haben vom Sieg gekündet. Mir war nur ein Gedanke innerlich, als ich es hörte von der Dame: ‚Er kommt bald heim.‘ Er kommt also wieder

heim, zu unserem Baum, in dessen Schatten wir uns treffen, versteckt. So gehe ich jeden Tag zum Stein, er hat eine gute Position, ich kann das gesamte Tal überblicken. Einmal haben mich die Turmwächter angesprochen, ob ich jetzt auch eine Wächterin wäre. Was haben sie gelacht. Ich habe geantwortet, dass ich mich nur ausruhe. Was haben sie gelacht, anscheinend sind für sie die jungen Frauen leicht zu durchschauen. Als das Heer dann heimkam, geschah dies im großen Aufzug. Alle waren außer sich in der Stadt, sie wieder zu begrüßen, sie, unsere Krieger. Ich sah, wie er einzog. Mit Lächeln, aber es war nicht sein Lächeln, es war ein Soldatenlächeln. Sah, dass er ein wenig Mühe hatte zu laufen. Ich sah, dass er ein Mensch war, verwundet, und dass auch seine Zeit ablaufen würde, dass auch auf ihn ein Ende wartet, wenn nicht diesmal, dann das nächste Mal. Und es hätte anders für ihn auch keinen Sinn. Er ist ein Krieger, geboren, um zu kämpfen, und jung zu sterben. Nie würde es anders sein. Auch wenn ihn die Götter lieben, aber die Götter sind launisch, sie können ihn fallen lassen, ohne eine Instanz, die sie berichtigen würde, so wie meine Dame mich. Wir sind die Besitztümer anderer. Vielleicht ist es auch gar nicht wichtig, von wem, vielleicht ist der freie Mensch nur eine Illusion. Vielleicht gehört jeder jemanden anderen. Und Freiheit bedeutet, nicht zu wissen, wem man gehört. Freiheit ist zu denken, man ist frei, Freiheit ist ein Mythos der Unwissenden. Unsere Leben gehören nicht uns. Und es ist besser es nicht zu wissen. Er weiß es nicht. Selbst wie er durch die Stadt mit seinem hinkenden Bein geht, sehe ich, dass er glücklich ist. Dass er stolz ist. Dass er an die Kraft der ewigen Jugend glaubt, dass er alles glaubt, was ihn und sein Leben bestärkt, und bereit ist, den Zweifel an sich, seiner Stadt und seinem Leben, sofort und schnell zu vernichten. Er ist ein Krieger, und dafür hasse ich mich. Und er sieht zu mir, und seine Augen strahlen, und es gibt nur seine Augen, und ich weiß, dass ich

ihn liebe. Seine Jugend, sein Strahlen, seine unbändige Lust zu leben, die Hürden zu nehmen, eine nach der anderen, nie zu fallen, immer zu rennen, und dabei die Sonne zu genießen, anzubeten, ihre Strahlen aufzusaugen. Wir sehen uns am Abend, bei unserem Baum. Er hat wie immer eine kleine Blume dabei, am Wegesrand gepflückt, für mich. Er sieht mich an: Ich habe dich vermisst. Mehr muss er gar nicht sagen. Ich dich auch. Wir liegen zusammen, die letzten Sonnenstrahlen sind auf unserer Haut. Hören Vögel, hören ein leises Rauschen in unserem Baum, den Bäumen um uns herum. Als ob jedes Blatt ein wenig für uns singen möchte, hören wie dieses leise Lied, für leise Menschen, die verschwinden werden, ohne viel Aufhebens, die ihr Leben für andere gelebt haben, die es nicht wert waren, ihr Leben eigenständig zu führen, und dies von Anfang an wussten.

Er ist so gut wie allein aufgewachsen, in dem ärmeren Gegenden dieser Stadt. Seine Familie war arm. Sein Vater war früh tot, aber nicht auf dem Schlachtfeld gefallen, soviel wusste ich. Er spricht nicht viel über seine Familie. Ich vermute er ist wie alle Kinder eine Enttäuschung für seine Eltern. Das einzige, was ich weiß, ist dass er von Kindesbeinen an sagte, er freue sich darauf Krieger zu sein. Für ihn ist dies ein erfülltes Leben. Aber das weiß man, dass ist für jeden etwas anderes. Und genauso weiß man, dass es für jeden der eine Vorstellung vom guten Leben hat, sich absolut nicht vorstellen kann, dass man auf andere Art auch glücklich sein kann. Wir Menschen können nicht aus uns hinaus. Wir sehen mit unseren Augen in die Welt, aber wir sind nicht drin. Wir sehen nach Außen, und verstehen aber nur uns, das, was in uns drin ist. Ich werde nie verstehen, was er daran findet in den Krieg zu ziehen, ob es der Reiz ist, zu überleben, ob er das Glück der Götter abverlangen will, ob er es liebt andere Menschen zu töten. Ich werde es nie verstehen, wie auch, ich habe es nicht in mir drin. Meine Vorstellung vom guten Leben

ist eine andere. Meine Vorstellung ist Frieden, nicht Krieg. Meine Vorstellung ist Sonne, die wärmt, nicht brennt, nicht vernichtet, sondern wachsen lässt. Es ist, als ob es zwei Sonnen geben würde, so wie wir unterschiedlich sind. Meine Sonne soll wachsen und blühen lassen, aber die Sonne des Krieges vernichtet und lässt Wüste zurück. Eine Wüste, wo auf lange Zeit nichts mehr leben wird. Naja. Wir reden im Laufe der Nacht. Ich merke, dass sein von ihm selbst erdachte Mythos der Unverletzlichkeit langsam schwindet. Sehe seine Wunde, sie macht sich breit, nicht nur in seinem Körper. Aber was will man schon machen? Ich sage ihm, er soll es vergessen, es gibt jetzt bloß uns zwei, unter dem Dach des Baumes, nichts anderes, wir sind sicher, geschützt, wir sind füreinander da, und alles andere ist weit weg. Wie falsch ich lag, erfuhr ich erst später, nicht viel später. Wir hatten eine gute Zeit, wie immer, wir trafen uns, und er genas. Ich auch. Wenn ich mich von der Dame loseisen konnte, war es gut. Nie war jemand anderes an unserem Baum, als ob er nur für uns da wäre. Wenn ich bei der Dame war, erzählte sie wie immer, wie missverstanden sie sei, erzählte ihre Probleme, während ich sie badete, ihre Haare kämmte, ich Fingernägel schon machte. Dafür lebt man nicht. Man lebt nicht dafür, um jemanden zu dienen, erst recht nicht, wenn man diesen jemanden nicht selbst gewählt hat. Also stahl ich mich oft zu unserem Baum, und er war da. Es wäre vermessen zu sagen, dass dies ein Lebensinhalt wäre, aber zumindest machte es das Leben erträglich, eine kleine wärmende Sonne. Eine Sonne auf der Erde. Ich weiß nicht, woran es liegt, dass Menschen anderen Menschen es nicht gönnen, ein paar Sonnenstrahl zu genießen. Warum sie immer die Wüstensonne, auf glückliche Menschen einbrennen lassen? Er zog wieder los. In den Krieg. War wie immer guter Dinge. War glücklich etwas tun zu können, etwas in dem er gut wäre, etwas, was er kann. Als ob er nicht mit dem Feuer spielen

würde, als ob es nicht gefährlich wäre. Aber er sagte, die Götter liebten ihn, er werde noch lange auf dieser Welt weilen. Wir haben ihn selten thematisiert, den Tod. Wir wollten gegenseitig nicht, dass der jeweils andere sich Sorgen macht. Für mich war es wichtig, dass er mit dem Gedanken losgehe, dass ich ihm und seinen Fähigkeiten vertraute. Menschen wachsen nur stark, wenn man sie als stark sieht, es ihnen widerspiegelt, dass sie stark sind, nicht wären, nicht seien, nein sie sind. Also ließ ich ihn wieder gehen, und wartete wieder. Es war alles wie immer. Ich kümmerte mich um die Dame, achtete darauf, dass sie frisch und rein war. Und dass ich frisch und rein war. Jeden Tag dasselbe. Die Sonne schien, wir aßen gut, erledigten Besorgungen, empfangen die Kinder der Dame, und ich schwieg und schwieg mich durch dieses sinnlose Leben. Schweigen bedeutet auch, nur Unbedeutendes zu sagen. Aber ich wusste, wenn er wieder kommt, werde ich mit ihm reden können. Ich stellte mir manchmal vor, wie wir zusammen am Baum sitzen würden und ich ihm alles erzähle, was so drin ist, bei mir, in meinem Kopf, ich meine wirklich drin, nicht mehr nur Oberfläche, nein richtig das, was in mir ist. Worüber ich nachdenke, was ich so fühle. Dann werde ich ihm zuhören, was er denkt, erlebt, hat. Vorfreude ist wundervoll. Ich hörte schon bald, dass die Schlacht erfolgreich war, dass sie gut gekämpft hatten, dass sie in wenigen Wochen heimkehren würden. Ich freute mich. Sie kamen. Aber er kam nicht mit. Wo war er? Ich saß jede freie Minute auf meinem Stein. Ich sah, dachte nur, warum kommt er nicht? Ich habe sooft gedacht, dass er nicht heimkommen könnte. War es meine Schuld? Habe ich ihm nicht genug Vertrauen mitgegeben? Haben die Götter ihn fallen lassen? Er muss zurückkommen, ich weiß es, er muss noch da draußen sein. Niemals würde er nicht zu mir zurückkommen. Wir haben beide in diesem Leben mehr als genug gelitten, haben gekämpft, sind durchgebrochen



worden, nein das würden doch die Götter niemals zulassen, dass wir uns nicht mehr sehen. Ich wurde immer verzweifelter. Aber: wenn ich vertrauen würde, dann würde er es spüren, meine Liebe würde ihn leiten, durch die Wüste, durch den Dschungel, den Fluss, wenn es sein muss das Meer, er ist nicht weg, er kommt, ich weiß es. So sitze ich jeden Tag auf dem Stein und schaue, versuche zu fühlen, gut und warm. Meine Dame merkt nichts. Sie ist so sehr auf sich selbst bezogen. Eigentlich ist sie mir auch vollkommen egal. Dieses ganze Leben ist mir egal. Er soll nur wieder kommen. Wenn die Dame sagt, dass sie nun nicht für den Tag meine Dienste benötigt gehe ich zu dem Stein.

Ich bin gerade auf dem Weg zum Stein, als ich merke, dass ich vergessen habe den Kamm an den richtigen Platz zurückzulegen. Gehe also zurück und die Götter wollen, dass ich höre, wie sie mit ihrem Mann spricht:

„Es wird doch nicht schwer sein, eine neue Sklavin zu finden.“

„Glaub mir, das ist nur eine Phase.“

„Ich halte das nicht mehr aus. Immer diese Trauermine, und sie stinkt, hat dreckige Fingernägel.“

„Dann sag ihr das doch.“

„Nein, ich will, dass du sie verkaufst. Vielleicht für die Feldarbeit.“

„Du weißt, dass sie trauert.“

„Wie kannst du es wagen, das zu sagen.“

„Du weißt, dass du daran nicht unschuldig bist.“

„Bitte?“

„Hättest du dich nicht eingemischt, und dafür gesorgt, dass er nicht zurückkehren kann...“

„Ich bitte dich! Ist es zu viel verlangt, dass meine Sklavin, die für meine Reinheit sorgt, sich nicht im Dreck mit einem Dreckskerl wälzt.“

„Er war kein Dreckskerl, du weißt das.“

„Wieso? Er...“

„Sei still.“

„Wie redest du mit mir?“

„Sie tut mir leid. Ich werde sie nicht auf das Feld schicken.“

„Dann schicke dieses leichte Mädchen doch als Begleitung der Krieger. Schließlich scheint sie ja eine Schwäche dafür mit so etwas zu haben.“

„Kannst du nicht darüber hinwegsehen? Der Mann kommt nie mehr zurück. Wir wissen das.“

„Ja. Aber warum sollte ich diese Gefallene weiter in unserem Haus dulden? Sie bereitet mir keine Freude mehr. Ich will sie nicht mehr haben! Sie hat mich hintergangen. Sie hatte hier das beste Leben. Das allerbeste. Sie lebt hier in unseren Gemächern, ihr fehlt es an nichts. Sie hatte eine Vertrauensposition. Immer genug zu essen, immer gute Kleidung, sie hatte doch nichts weiter zu tun, als mir ein wenig Zuneigung und Vertrauen zu schenken. Diese Welt ist so ungerecht. Ich habe es so schwer, du weißt das. Und trotzdem habe ich sie aufgenommen, wir haben sie hier mit allem empfangen und begünstigt, haben ihr das beste Leben gegeben, das Allerbeste. Und wie dankt sie es uns? In aller Öffentlichkeit zieht sie unseren Namen durch den Schmutz, indem sie mit diesem Hergelaufenen Etwas sich vergnügt. Das ist alles unfair.“

„Wenn es dich so verletzt, werde ich sie verkaufen.“

„Ja. Und es ist mir egal an wen und wohin. Meinetwegen kann sie im Steinbruch Steine tragen. Es ist mir egal. Mehr noch, sie kann sogar im Freudenhaus ihr Leben fristen. Das scheint sie ja gut zu können. Und es wird mir eine Genugtuung sein, dass sie ihn nie wieder sehen wird. Nie wieder. Er ist verscharrt.“  
Was haben Sie gemacht? Ich stürme hinein. Das kann nicht wahr sein. Was haben Sie mit ihm gemacht? Denke nicht. Fühle nur Schmerz. Wahnsinn. Er ist tot. Es kann nicht sein. Dieses Weibsbild. Nennt sich Dame und ist dreckiger als alles andere. Was haben Sie mit ihm gemacht? Ich spüre, dass

mein Gesicht blass wird, wie jegliches Blut aus meinen Kopf weicht. Ich denke nicht, dass es gefährlich ist, ich stehe nur da und starre sie an. Die Angst sie steigt überall hin, kein einziges Lebensgefühl mehr, die Angst um ihn muss raus, sie will raus, aber ich finde keinen Weg. Mein Herz ist gequetscht, als wenn eine Steinwand um es herum gebaut wäre, die immer mehr das Herz zusammendrückt, ein schreckliches Gefühl. Als ob es überhaupt ein Gefühl wäre. Es ist eher ein Tonne die über mich rollt. Nur durch Schreien könnte ich aus dieser Tonne raus, aber ich kann nicht. eingequetscht, dieses gewaltige und harte Überkommen einer Steintonne. Ich habe Angst davor zu schreien, sie ist größer als die Angst um ihn. Mir bleibt nur das fassungslose Starren. Jetzt bin ich eine Sklavin, jetzt, vorher war ich es nicht, ich hatte eine Besitzerin, aber sie hatte keine Macht über mich. Jetzt hat sie es, die Angst um mich ist größer als um ihn. Mein Leben zählt mehr, als das Wissen um seins, um das Wissen was passiert ist. Ich schreie nicht, denn ich weiß das wäre mein sicherer Tod. Und selbst ohne ihn möchte ich das nicht, das Ende. Es kämpft in mir, und das lässt mich erstarren. Auf einmal sehe ich kleine Sterne und kleine schwarze Flecken. Dann ist es vorbei, ich falle, aus vorbei, Frieden.

Als ich aufwache, brauche ich kurz, um zu begreifen, was passiert ist. Langsam kommt es zu mir, was los war. Und in diesem Moment laufen mir die ersten Tränen. Wie ein kleiner Bach. Es ist kein Fluss, kein übergroßer Strom, nein es ist langsam, ein kleiner Bach und er entkrampft mein Herz nicht wirklich. Er ist tot. Soviel ist sicher. Mein wundervoller junger starker, liebender, strahlender Mann. Dass es so kommen würde, hätte ich nicht gedacht. Dass er stirbt, durch die Hexe, diese Hexe... mein Herz krampft bei diesem Gedanken. Nur das Weinen kann helfen. Helfen, warum sollte ich mir noch helfen? Warum sollte ich nicht gleich die Klippen runterspringen? Warum sollte ich ihm nicht folgen? In dieser

Welt werde ich nicht glücklich. Nie. Warum also weiterleben? Warum sollte ich? Leben ist grausam. Ein anderer Sklave kommt zu mir.

„Sie haben dich verkauft. Du hast lange in der Ohnmacht zugebracht. Ausgemacht ist, sobald du wach bist, und laufen kannst, du an das Haus der Oknas gehst.“

Wer auch immer die Oknas sind. Ich kenne sie nicht. Die Dame hat bisher keine Kontakte zu ihnen gepflegt. Es wird also kein gutes Haus sein. Wer weiß was mich dort erwartet. Ehrlich gesagt ist mir das aber auch egal. Gleichgültig, es ist egal, wo man als Sklave lebt. Es ist egal, wo man als junger Mensch ohne Macht lebt. Es gibt immer Stärkere, es gibt immer glattere, es gibt immer Mächtigere, es gibt immer Menschen, die einen vernichten können. Selbst wenn man stark ist, talentiert, gutaussehend, ehrgeizig, darauf kommt es nicht an, sondern nur, wie einem die alte Riege gegenüber gesinnt ist. Wie gut man in ihr System passt, wie sehr sie finden, dass man ihnen nützen kann. Ausführende ihrer Befehle, Ausführende ihrer Wünsche, Begierden, Ansprüche, Illusionen ihrer Weltansichten. Die Weltansichten, die sie seit Jahrhunderten von ihrer Familie antrainiert bekommen haben. Die Weltansichten der Mächtigen. Und wir, wir kleinen, wir jungen, wir anderen, außerhalb ihres Kreises, sollen uns dem anpassen, sollen ihren Bahnen folgen. Macht, der sie hat, denkt ihm steht alles zu, denkt, dass man das Material ist, aus dem sie sich das angenehme Leben schaffen. Sie kennen den Grund, wofür es andere Leben gibt, nämlich sie. Sie haben uns verheizt, sie werden uns immer verheizen, damit sie es angenehm und warm haben.

„Du sollst gehen. Sie gehen davon aus, dass du nicht fliehen wirst. Wohin auch?“

„Wo liegt das Haus?“

„Du wirst es finden. Sollst dich durchfragen.“

Ich gehe, was soll ich auch noch fragen. Gehe noch einmal zu meinem Stein. Sehe hinunter, ins Tal. Jetzt läuft der Strom aus meinen Augen. Es fließt, und gibt mir einen Funken Lebendigkeit zurück. Es ist mein Stein, er gibt mir Kraft, gibt mir Leben. Ich sitze dort lange, bis die Sonne langsam untergeht, lasse meinen Gefühlen und Gedanken freien Lauf. Als ich dann endlich auf die Suche nach dem Haus der Okna gehe, finde ich es schnell. Ich rechne damit, dass ich gemein empfangen werde, in einem Haus der bösen Männer. Da ich ein gefallenes Mädchen bin, bin ich in der untersten Kategorie der Sklavinnen. Mir öffnet ein Sklave das Haus.

„Du bist also die Neue.“

„Ja.“

„Komm herein.“

Ich laufe durch ein schönes Haus. Gepflegt, hell, bunt. Es ist nicht so reich ausgestattet und groß, wie bei meiner bisherigen Dame. Nein, bei weitem nicht. Aber es ist hier lebendiger. Überall Pflanzen, kleine Vögel, die durch die Räume fliegen, offene Türen, Tücher, die wehen. Es gibt Wandgemälde. Alles ist schön. Was erwartet mich hier? Ich habe den Eingang in ein Schlangenmaul erwartet und treffe hier stattdessen auf die Buntheit und Leichtigkeit eines Schmetterlings. Ich wage kaum zu atmen. Kann das wahr sein? Warum kenne ich diese Familie nicht? Die Dame kannte alle, alle, sie hat mir alles über jeden erzählt. Warum nicht diese Familie?

„Du musst eine sehr gute Haussklavin sein.“

Eine Frau, gut gekleidet, aber nicht übertrieben, ebenso dezent in Schminke und Schmuck, betritt den Raum, in dem ich warte.

Ich schlage die Augen nieder. Was sagt man auf so etwas.

„Gut, du weißt, wann du schweigen musst. Das ist ein Pluspunkt. Sieh mich an. Du bist tatsächlich hübsch. Mein Bruder sagt, du hättest auch etwas zwischen den Ohren. Ob

das so ist, werde ich noch herausfinden. Mein Bruder hat nicht die beste Urteilskraft, das sieht man an der Wahl seiner Frau. Er ist ihr verfallen, nicht einmal die Götter könnten das verstehen. Kannst du?“

Ich sehe sie kurz an, dann zu Boden, schweige.

„Nun du bist recht schweigsam. Denkst du oder wartest du? Welchem Charakter hängst du an?“

„Das kann ich nicht beantworten. Ich ...“

„Ja..“

„Ich kenne ihre Ansicht über den Unterschied der beiden Typen nicht. Ich weiß nicht einmal richtig, was ein Charakter ist.“

Sie sieht mich an. Lange.

„Was weißt du?“

„Dass die Sonne wärmt, dass wir Licht brauchen, außen und innen, dass wir nichts ohne die Sonne sind, und dass Leben...“

„Ja...?“

„...wehtut.“

„Und in dem Moment des größten Schmerzes, verlieren und gebären wir. Was verschwindet kommt wieder, anders, aber aus dem Grund, dass nichts erlischt, und dass es nur Leben geben kann, wenn es den Tod gibt, und nur den Tod, wenn es Leben gibt. Alles dazwischen, danach, davor, werden wir nichts verstehen, zumindest nicht, wenn es Bedeutung hat. Wer behauptet, er wüsste, warum er lebt, lebt klein. Im Kleinen liegt das Glück, aber nicht der Geist. Ob der wichtig ist, oder hinderlich, gewollt oder gehasst, egal, er ist da. Ich weiß, dass was immer wir nach dem Tod haben, etwas ist, was wir uns durch das Leben erwirkt haben. Wir agieren ohne Sinn, finden Sinn, verlieren Glauben, festigen Glauben, glauben alles oder viel oder gar nichts und wundern uns ein Leben lang, warum wir nicht glücklich sind, aber die anderen so sehr. Wir, die Einzelnen, die Armen, die Jungen, die Verbrannten, die Jäger der Hoffnung und die Hoffnungslosen. Wir, die Kaputten,

Geächteten, Belächelten, freien Geister und Unangepassten, Zweifler, Verzweifelte, Glühende und Schwache, durch Pflicht aufgehörte Träumer, durch Erziehung gebrochene Herzen, unglücklich Liebenden, ängstlich Liebenden, Kraft tankenden und Kraft verlierenden Älterwerdenden, wir, wir Menschen gehen durchs Leben um am Ende kaputt zu sein, nur dann hat man gelebt. Alle gehen durchs Leben, und alle, gehen in den Tod. Das eint uns, egal, wer oder was wir sind, egal, ob reich, arm, hübsch oder hässlich. Aber warum das Ganze, das wissen vielleicht nicht einmal die Götter. Das weiß ich, aber eine Sklavin hat nicht das Recht zu sprechen. Also schweige ich.

„Du bist also doch eine Denkende.“

„Nein, eher eine Erschrockene.“

Sie lächelt.

„Dort drüben ist dein Raum. Ich werde dir morgen zeigen, was ich hier von dir erwarte.“

Ich gehe in meine Kammer, klein, schmucklos. Denke an meinen Er und lege mich auf das Bett, das hart ist wie Stein. Das Bett meines Lebens.

Der Wind geht über Kualep. Die Sonne scheint, mein Lama läuft durch die Mauern, die schon so alt sind, und von denen jeder Stein eine Geschichte trägt. Ich gehe am Abend nach unten, bereit in die nächste Stadt zu fahren. Warum nicht einmal Richtung Dschungel? In die zweitverrückteste Stadt Perus. Die letzte Stadt vor dem Dschungel, die man mit der Straße erreichen kann. Es gibt dort Petroglyphen. Sie sollen schön sein, wundervoll, ohne bisher gedeutet zu sein. Eingeritzt auf großen Steinen. Sie sind mit weißer Farbe nachgezeichnet. Das sehe ich, als dorthin komme. Aber das eigentlich Spannende war der Weg dorthin, denn der war absolut verrückt, genauso verrückt, wie die ganze Stadt dort. Aber von vorne. Ich war in einem netten Hostal. Hatte einen seltsamen Typen kennengelernt der Spanisch konnte und

deswegen dachte, er könne sich als Ritter aufspielen. Aber ich gehöre zu den Menschen, die ihr eigenes Ding machen. Wenn jemand das Kommando übernimmt versage ich. Menschen funktionieren so, wie sie es gewohnt sind. Ich bin immer allein. Die Seltenheit, mit anderen zusammen zu sein, hat mich allein funktionsfähig gemacht, aber eben überhaupt nicht mit anderen. Das ändert sich nicht, bloß weil zwischendurch mal ein aufgeblasenes Möchtegern-Alphamännchen auftaucht. Ich bin froh, dass es dagegen keine Pillen gibt, sonst würde man mich passend machen. Überhaupt immer dieses Gleichschalten. Ich weiß gar nicht, wie viele Krankheiten heutzutage noch dazugekommen sind. Eigentlich kenne ich fast niemanden mehr, der nicht mindestens eine Diagnose hat. Als Wegweiser gilt, wer leidet, ist krank. Witzig. Die Kinder in den Bergwerken sind krank? Der arbeitslose Industriearbeiter ist krank? Brauchen alle nur ein paar Pillen und schon ist alles schön bunt. Ärzte sind doof. Oder überfordert. So aber auch hier in den Krankenhäusern. Wie bereits erwähnt habe ich mich durch Peru durchgeschissen. Das ging auch nicht ohne Krankhausaufenthalt. Ich dachte ich hätte Malaria und war dreimal im Krankenhaus. Das erste sagte: Sie haben kein Fieber. Das zweite sagte: Wenn Sie Malaria hätten, wären sie gelb. Aber sie sind weiß. Danke blöde rassistische Kuh. Im dritten hat man mich behandelt. Spritzen ohne Ende, Medikamente, es war kein Malaria, und die Scheißerei hörte danach auf. Die Ärztin, der ich das zu verdanken hatte, hatte für mich eine Ausstrahlung, die einen eigenen Roman schaffen könnte, eine Ärztin aus Berufung, eine die im Armenkrankenhaus aus Überzeugung die armen Leute behandelt. Auch traf ich in dem Krankenhaus noch andere wunderbare Frauen. Man musste sich in dem Krankenhaus die Medikamente an einer Ausgabe holen und sich dort anstellen. Das habe ich gemacht, und auf einmal hat sich ein Mann



vorgedrängt, vor mich. Ich glaube das wird er nur einmal im Leben gemacht haben. Alle Frauen, die hinter mir standen, haben ihm erklärt, wo er hingehört. Ans Ende der Reihe und da stand er dann auch. Frauen an die Macht! Überhaupt Frauen! Ich bin keine Isabell Allende, sonst könnte ich aus den Frauen, die ich auf dieser Reise getroffen habe, wunderbare Romane formen. So wie die Ärztin, mit ihrer Goldrandbrille, die alles einer jungen Ärztin erklärte, damit sie lernt. Sie waren beide groß, Lateinamerika eingebrannt in diesen beiden Frauen. Auch eine Frau in einer kleinen Pension, in der ich gelandet bin, nachdem ich aus einem Partyhostal, wo ich von einer Lesbe angemacht wurde, die leider noch schlimmer als jeder Mann war, geflohen bin. Ihr Vater hatte als Anwalt gearbeitet, sie hatte deswegen diese riesige Haus, er hatte es an sie vererbt. Sie hatte Permanentmakeup, war eine Lady mit einem kleinen weißen Hund, und eine Angestellte, mit der sie alles verband. Tiefe Verbundenheit. Nicht, weil sie Arbeitgeber Arbeitnehmer waren. Auch nicht verwandt. Nein, was diese beiden verband waren Jahre, sicher mit Höhen und Tiefen. Die junge Angestellte aufmüpfig, im Kleinen, aber ergeben im Großen. Dieses Haus war wunderbar. Es atmete die südamerikanische Menschengeschichte. Ich wünschte jemand würde diese gemeinsame Geschichte, dieser beiden Frauen, die sie unweigerlich haben müssen, aufschreiben. Aber ich, ich lese keine Menschen, ich lese Steine. Deswegen zurück. Zurück zu den Petroglyphen, zurück zu der Suche, bei der ich auch Menschen getroffen habe. Wo waren sie die Petroglyphen? Ich hielt ein kleines Tuk-tuk an. Ein Motorrad mit zwei überdachten Sitzen am Ende. Ich fühle mich wohl in Tuk-tuks. Ich habe immer ein freies Gefühl in ihnen. Wir Deutschen werden ja mit Taxigeschichten in Angst und Schrecken versetzt. Ich hatte beim Reisen auch wirklich eine Taxiphobie, die ich erst Jahre später in Mexiko in den Griff bekommen habe. Gut, aber in Peru war sie noch da. Und in

Tuk-tuks hatte ich das Gefühl, dass ich jederzeit raushüpfen kann, sie sind ja nicht wirklich geschlossen. Somit geben mir diese Vehikel das Gefühl von Freiheit und Sicherheit, was ich denke eine Kombination ist, die man sonst nicht oft im Leben hat. Und ich bin an den verrücktesten Tuk-tuk-Fahrer der Welt geraten, der mich zu den Petroglyphen bringen sollte. Ich zeigte ihm meine Karte, wo ich hinwollte. „Ok. Ok“. Rein ins Tuk-tuk und losgefahren. Ihm den Weg auf der Karte erklärt. Dann hielt er an, an einer Tankstelle. Fragte die Leute nach dem Weg, nachdem er allen die Hand geschüttelt hatte. Sie müssen dahin. Ich mischte mich ein. „Nein auf dieser Karte steht, wir müssen dahin.“ Zeigte mit meinem Finger den Weg. „Ja, ja, also da lang“. Wir fuhren. Er hielt. Schüttelte Hände. Fragte nach dem Weg. Sagten: „Da lang.“ Ich sagte: „Auf der Karte steht da lang.“ „Jaja, also da lang.“ Wir kamen abseits der Straßen auf einen Weg an einem kleinen Hotel vorbei. Er schüttelte die Hand des dort Arbeitenden. „Wo lang? Da lang?“ Ich zeigte auf die Karte. Gleicher Ablauf, gleiche Worte. „Ja, ja da lang.“ Wir fragten insgesamt viermal, mit immer der gleichen Konversation. Als ob wir in einer immer wieder dasselbe spielende Platte gefangen gewesen wären. Auf einmal fuhren wir zu einer Hütte, abseits. Nichts war dort. Nur eine Frau in Gummistiefeln. Fragten nach den Petroglyphen. „Ja hier im Garten.“ Hände geschüttelt, ich glaube ich habe noch nie in so kurzer Zeit so viele fremde Menschen ihre Hände schütteln sehen. „Ja die Petroglyphen, ich zeige sie euch: die Gringos stehen auf die Petroglyphen.“ Die Frau mit den Gummistiefeln brachte uns zu einem Garten neben ihrem Garten. Dort waren sie tatsächlich, die Petroglyphen. Und ich dachte in dem Moment, wenn sie mich hier abmurksen, findet mich keine Sau, niemand, absolut niemand. Aber die beiden, der Tuk-tuk Fahrer und die Gummistiefelfrau führten Fachgespräche über Gringos und ich sah mir in Ruhe die Petroglyphen an. Niemals Angst zeigen. Aber ich wollte mehr,

nur die anderen Petroglyphen waren im Dschungel. Da haben sie mir, der für sie Gringa erklärt, dass ich das mit meinen Schuhen (Badelatschen) nicht schaffen werde. Also zurück. Wieder gehalten. Wieder gefragt, diesmal hatte ich nichts erklärt, aber mit Hände geschüttelt, und wir fanden dann noch einen letzten Garten mit den Petroglyphen. Sie waren weiß nachgemalt, zu besserer Sichtbarkeit. Riesige Steine, mit den Zeichen, die heute keiner mehr versteht, aber anziehen. Und auf dem Weg dorthin, in einem Tu Tuk-tuk einen lustigen Fahrer kennengelernt, der keine Ahnung hatte, aber allen die Hand schüttelte und wir immer die gleichen Gespräche führten, im sich immer wiederholenden Kreis des Lebens, den die Steine um uns gezogen haben. Berühr einen Stein, er führt dich, denn er kennt die Welt, er hat von uns allen die längste Zeit hier auf dieser Erde verbracht. Die Steine vergessen nicht. Was sie gesehen haben, und wer sie geformt hat. Auch in Chan Chan erinnern sich die Steine auch noch. An die Belagerung. Wie konnte das kommen? Schließlich ist Chan Chan groß.

Sicher. Nichts wird uns passieren, was auch, wir sind eine große Stadt ein großes Volk. Nie wird uns jemand besiegen. Die Inka, heißt es, könnten kommen, aber wir wissen sie hätten keine Chance. Das wissen sie auch, deswegen werden sie uns in Ruhe lassen. Unsere Mauern sind sicher, unsere Soldaten sehr gut. Wir sind ein Volk mit langer Geschichte. Es gibt Menschen, die haben ständig Angst, vor ihren kriegerischen Nachbarn, vor Krankheiten, vor den Göttern, vor dem nächsten Tag, dass ihren Kindern etwas passieren könnte, dass die Sonne aufhört zu scheinen, dass sie hinfallen könnten, dass irgendetwas passiert, irgendetwas, wovor man Angst haben könnte. Ich verstehe diese Menschen nicht. Wir können uns absolut sicher fühlen. Wenn uns die Götter nicht lieben würden, hätten wir nicht diesen Erfolg. Wir haben Kultur, sind überlegen, haben Wissen und eine hervorragende

Kriegskunst. Unsere Krieger sind stark, sie verteidigen uns, wenn nötig, und haben schon immer unsere Gebiete vergrößert. Und wir haben die sicherste Stadt überhaupt, denn sie wurde von unseren Architekten immer wieder verbessert. Wenn eins sicher ist, dann ist es, dass wir sicher sind. Ich weiß nicht, was mehr für Sicherheit sorgt, unsere Kultur oder unsere Mauern. Überlegen sind wir. Soviel steht fest, auch wenn das keiner laut sagen würde, schließlich sind wir Menschen von Kultur. Da gibt man sich großzügig gegenüber den Verlierern umher. Gibt mit beiden Händen. Und beruft sich darauf, wie lange man schon das ist, was man eben ist. Was man erreicht hat. Welche Bildung man hat und weitergibt. Wir sind das Volk mit dieser großartigen Stadt. Ich habe von Leuten, die viel herumgekommen sind, gehört, wie gut es wir haben. Alles ist sauber, alles ist organisiert, wir werden versorgt, wenn wir unseren Teil beitragen. Das habe ich, ich habe fünf Söhne und zwei Töchter geboren. Die Töchter sind gut verheiratet, die Söhne leisten noch ihren Beitrag als Krieger, und ansonsten haben sie Land, dass sie bewirtschaften lassen. Sie sind angesehene Krieger, sehr angesehen. Das Heer ist groß, aber das ist gut, für unsere Sicherheit. Innen und außerhalb der Stadtmauern. Als junges Mädchen hatte ich ein paar Flausen, habe oft aus unseren Mauern gesehen, mich gefragt, was es da draußen wohl gebe. Meine Mutter bekam das mit und sprach mit mir. Erzählte mir, wie gefährlich es außerhalb unserer Mauern wäre. Wir, ich hätten es gut hier, hier könne man heiraten, Kinder gebären, das ist für die Ewigkeit. Meine Familie wäre hier in Sicherheit, meine Kinder würden unser Erbe weitertragen, uns weiterleben lassen. Das wäre der Sinn des Lebens. Außerhalb unserer Mauern lauerte nur Gefahr, Armut. Wir haben hier das gute Leben. Sie hat gehört überall sei es schmutzig, überall seien Krankheiten, die Menschen rauben andere aus, würden Frauen schänden, und danach töten. Barbaren außerhalb

unserer Mauern. Niemand lebt so gut wie wir, das schönste Leben überhaupt sei hier, die Götter unserer Familie wohlgesonnen, und ich da ich doch schließlich jung und hübsch sei, sei geradezu dazu gemacht, mit einem Mann und Familie glücklich zu werden. Ich solle nicht träumen, denn ich habe hier alles. Außerhalb lauere nur Tod und Menschen, die es mit unserem Volk nicht gut meinen. Was sagt man darauf? „Ja du hast recht.“ Nur daheim ist es sicher. Noch dazu konnte ich nicht einmal begründen, warum ich sehnsüchtig nach außen sah. Dachte weder an Glück noch Unglück, war einfach nur neugierig. Aber wenn da draußen nur der Tod wartet, ist das kein Glück. Nie. Also entschied ich mich zu leben, und sah nicht mehr hinaus, dachte nicht nach, was da sein könne, denn ich sah den traurigen Blick meiner Mutter, wenn ich hinauslinste, und wer will seiner Mutter schon das Herz brechen? Im Laufe der Jahre interessierte mich die Außenwelt überhaupt nicht mehr. Mich zog es nicht mehr weg, ich hatte mir hier ein Leben aufgebaut. Mein Mann ermöglicht mir ein gutes Leben, der ganzen Familie. Die ersten Jahre war er als Krieger viel weg, wenn er heimkam, kam danach pünktlich das nächste Kind. Als er älter wurde, wurde er im Palast wichtig. Ich weiß nicht, was er da tut, schließlich habe ich mit 7 Kindern mehr als genug zu tun gehabt. Sie gestillt, sie liebgehabt, ihnen das Sprechen und Zuhören beigebracht, mit ihnen gespielt, sie mit sauberer Wäsche versorgt, ihnen zu Essen gekocht und hingestellt, Ihre Haare gewaschen, ihren ganzen Körper gewaschen, dass sie immer sauber waren, einen Kuss gegeben, wenn ich das Bedürfnis hatte, ihre Fingernägel sauber gemacht, mit ihnen gesungen, getanzt, auf Muscheln geblasen. Ihnen erklärt, warum sie sich nicht untereinander hauen dürfen, Streits geschlichtet, Haare gekämmt, Nasen geputzt, sie gepflegt, wenn sie krank waren, sie getröstet, wenn sie traurig waren, mit einem Ohr wach gewesen, wenn sie schliefen und aufgesprungen, wenn sie

nach mir riefen. Meine Sieben. Das war mein Leben. Das ist mein Leben, die Sieben. Ich hätte sie nie bekommen, wenn ich gegangen wäre. Hätte nie woanders so sorgenlos meine Sieben großziehen können, nie die verlässliche Sicherheit für ein gutes Leben gehabt. Deswegen danke ich meiner Mutter, dass sie es gemerkt hatte, als Flausen bei mir kamen und das sie mich auf den rechten Weg gebracht hat. Auch dafür sind Mütter da. Aber bei meinen Kindern brauche ich das nicht. Sie laufen gut durchs Leben, wollen, was man ihnen gibt, nicht mehr, nicht weniger. Sind gute Kinder, waren gute Kinder. Jetzt tun sie das, was jeder andere auch tut. Sie haben eigene Familien oder sind auf dem Weg dahin. Meine Mutter ist tot. Niemand lebt ewig. Aber sie ist in Ruhe gegangen. Sie hat gewusst, dass unser Leben in guten Bahnen läuft. Sie hatte alles dafür getan. Und so ich auch. Ich habe auch alles getan, dass es in geraden und ruhigen Bahnen für meine Kinder läuft. Und selbstverständlich werden sie auch alles für ihre Kinder tun, dass sie in geraden und sicheren Bahnen laufen. Das tun Eltern, das ist der Lauf der Welt. Ich bedaure alle Eltern deren Kinder unruhig sind, und deswegen Unruhe in die Welt bringen. Ich hatte dafür einen Ansatz, das würde mir heute keiner mehr glauben, den Göttern sei Dank ist er weg. Oder eher der Mutter sei Dank. Unruhe, neue Wege sind nicht gut. Warum sollte man auch? Es führt nur zu Chaos, und das bedeutet Risiko und Risiko bedeutet meistens verlieren. Nein, dann lieber in den sicheren Bahnen, in den sicheren Mauern, im sicheren Leben. Ein ruhiges Leben! Ich wandele durch unser Haus, sehe noch mal durch alle Zimmer und denke bei jedem Zentimeter in diesem Haus an meine Kinder. Meine Sieben. Wie mich die Götter beschenkt haben. Ein gesundes Kind ist ein Geschenk. Sieben sind eine unvergleichliche Gabe. Von dem Jüngsten finde ich noch ein Gewand. Ich rieche daran. Danke, denke ich, danke.

Plötzlich wird es auf den Straßen draußen laut. Es sind Läufer, unseres Kriegerheeres. Sie kommen, sie greifen uns an. Was? Wer? Wer wagt es? Die Inka. Sie sind doch gekommen aus dem Süden, sie kommen immer weiter in den Norden, sie wollen unser Volk angreifen. Es werden die Tore geschlossen. Niemand durchbricht unserer Mauern. Niemand kommt hier durch. Das schafft niemand. Aber warum greifen sie uns an, wenn sie wissen, dass sie nicht siegen können? Unsere Krieger sind schnell bereit. Sie werden kämpfen. Wir sind unbesiegbar. Wir alle, unser Volk, nie wird uns jemand besiegen. Die Menschen werden laut, haben sie Angst? Es ist nicht das erste Mal, dass man uns angreift. Wir werden kämpfen und siegen. Wir haben unsere Mauern, wir sind sicher. Das haben sie gesagt, immer und all die Jahre, sie haben es versprochen, meine Mutter, sie hatte es mir versprochen, ich habe es meinen Kindern versprochen, und die ihren. Deswegen leben wir hier, atmen, arbeiten und beten wir hier. Man hatte es uns versprochen. Ein Leben in Sicherheit. Aber das, was ich jetzt sehe, hat nichts mit Sicherheit zu tun. Sie rennen, rufen. Schließt die Tore. Die Krieger stehen an den Mauern. Die Familien rennen in ihr Heim. Der Markt wird leer, die umgestürzten Fässer bleiben liegen. Es ist die erste Panik, und darauf folgt die Stille. Jeder ist heim, aufgelöst und möchte im Kreis seiner Familie sein. Nur die Sonne scheint unbeeindruckt weiter. Vereinzelt hört man ein Kind weinen. Die Krieger an der Mauer sind angespannt. Sie sehen in die Weite, wartend, dass sie kommen. Wir alle warten. Wohlwissend, dass das, was kommen wird, alles sein kann. So warten wir, wehren ab, mit unseren sicheren Mauern. Und dann: Sie halten tatsächlich, mondelang, geben uns Sicherheit, sie können sie nicht stürmen. Meine Söhne stehen an der Mauer, zeigen, dass wir uns wehren können. Meine Töchter gehen in die Tempel beten, und versuchen für ihre Familien Essen zu besorgen. Das ist

knapp geworden, im Laufe der Monate und wird jeden Tag knapper. Jetzt zeigt sich, wer Vorräte hatte, und wer sie am besten angelegt hatte. Freunde waren auf einmal Leute, die man nur noch kannte, wenn sie die Vorräte hatten. Sie wurden dann auf einmal von allen besucht, ihnen geschmeichelt. Aber die sind eben auch nicht dumm. Gebe ich dir, will ich auch etwas von dir. Mit der Zeit gab es immer mehr Menschen, die dann auch bereit waren über ihr ursprüngliches Verständnis von Geben hinaus zu tauschen. Es gab alles, jeder gab im Tausch für Essen immer mehr, und doch hatten alle immer weniger. Das einzige, was immer mehr wurde war der Hunger. Wenn man einmal Hunger gehabt hat, hat man ihn ein Leben lang. Man kriegt das Gefühl, den Gedanken, auch wenn man etwas isst, an die nächste Mahlzeit nicht weg. Es kreist alles um Essen. Wo kriege ich für den nächsten Tag etwas her? Das war nicht von Anfang der Belagerung so. Aber es wurde immer schlimmer. Wäre es besser gewesen, vor die Tore zu gehen und zu kämpfen? Nein, wir haben ja unsere Mauern, unsere Sicherheit. Die Menschen vor den Toren, die Inka, sie werden einknicken, sie wissen, dass sie hier nicht durchkommen. Und: Wie sollen sie sich ernähren, sie haben ja nicht die Vorräte auf ewig. Unsere sind nach den Monaten auch geschrumpft, aber wir werden es schaffen und unsere Rache wird groß sein. Niemand kann uns das Wasser reichen, niemand mit unserer langen Geschichte kann von diesen Emporkömmlingen der Inka, die denken ihnen gehört die Welt, besiegt werden. Es gibt drei Pfeiler, die eine Gesellschaft lange leben lassen: Wohlstand, Kultur und Sicherheit. Und wir haben alles Dreis. Deswegen werden wir nicht untergehen. Niemals, niemals. Auch wenn es härter ist gerade als gedacht. Aber ich merke, wie es bröckelt. Meine Nachbarn, meine Bekannten, alle. Am Anfang haben wir gerufen, sie werden uns nicht besiegen. Sie hatten uns angeboten, uns zu integrieren in ihr Reich. Aber wer bitte sind die? Nache dem ersten



Schock haben wir alle gerufen, dass wir nicht in die Knie gehen werden, dass sie es nicht mit uns aufnehmen können, dass sie schon sehen werden, dass sie noch nie mit einer Stadt wie unserer gekämpft haben. Aber es zog sich. Der Kampfesgeist verflog, verflog immer mehr. Die Menschen machen sich eben nur noch Gedanken, wo sie Essen herbekommen. Sie teilen nicht einmal mehr mit den Kriegern. Verstecken alles, was sie haben. Ein paar Wochen später hat fast keiner mehr Vorräte. Ab und zu greifen die Inka an. Die Soldaten werden weniger, ich weiß nicht, wie es meinen Söhnen geht. Ich kann schlecht zu den Mauern gehen und sehen, ob sie leben. Ich weiß nicht, ob sie noch leben. Meine Töchter ringen mit dem Tode, den sie hungern, denn sie geben alles ihren Kindern, was sie an Essen noch holen können, wie alle. Mir macht der Hunger auch viel. Aber ich lebe und ich habe mein Leben gelebt, unumkehrbar, meine Entscheidung getroffen, die Sicherheit gewählt. In unseren Mauern. Aber wo ist sie jetzt die Sicherheit? Werden meine Sieben durchkommen? Ist Sicherheit nicht sinnlos, wenn man ihr etwas opfert, die Träume, die Neugierde, die Liebe, die Freiheit und daraufsetzt, dass die Zukunft genauso wie die Gegenwart sein wird? Sollte die Sicherheit nicht vielmehr die Basis sein, um seine Träume zu erfüllen, die Neugierde ausleben zu können, die Liebe zu finden und die Freiheit zu spüren? Man kann sich der Zukunft nie sicher sein. Sicherheit ist eine Illusion, ein Mythos, um Menschen am Platz zu halten, in einem Freiluftgefängnis, wo nur der allgemeine Strom zählt, in dem alle fließen ohne Probleme für die Mächtigen. Aber die böse Gefahr kann auch nach Hause kommen, egal wo man ist. Ich dachte ein sicheres Leben zu führen und Kinder zu gebären, die wieder Kinder gebären, die wieder Kinder gebären. Mein Vermächtnis. Das ewige Leben. Dafür blieb ich hier. Und jetzt? Sollte ich zweifeln? Wenn wir aufgeben, werden wir untergehen, im Strom des allen gleichen Lebens?

Dann wäre alles umsonst. Was wird dann aus meinen Sieben? Werden sie dann noch ein gutes Leben haben? Und ich werde mir ansehen, wie sie zerbrechen, wie unser stolzes Leben zunichte gemacht wird? Wir, die allen Überlegenen! Sollen wir aufgeben? Nein, niemals, wir haben nur eine Wahl, es gibt nur die eine Wahl, wir werden siegen, denn wir haben es verdient. Wir haben die Sicherheit, dass wir es verdient haben. Denn ansonsten wäre es umsonst gewesen für uns alle, wie alle im Strom zu schwimmen. Während ich das denke, läuft ein Schreier durch die Straßen: „Wir geben auf, wir werden mit den Inka verhandeln.“ Was? Niemals. Diese kulturlosen Bestien, sie verstehen doch niemals, was wir sind. Unsere Mauern halten doch. Ich laufe durch die Straßen, sehe die Menschen, auf einmal mit anderen Augen. Noch vor der Belagerung liefen alle erhobenen Hauptes durch diese Mauern. Aber jetzt kriechen sie, laufen gebückt, schauen linkisch aus ihren abgemagerten Hälsen nach oben. Scham. Nicht mehr Widerstand leisten zu können, nicht mehr für sich sorgen zu können, zuzusehen, wie andere, die man kennt und liebt, sterben, und selbst noch am Leben zu sein. Froh noch am Leben zu sein, und Angst vor dem nächsten Tag zu haben. Vor dem ständigen Hunger. Wenn sie zu essen bekämen, würden sie es in sich hineinstopfen, wie Tiere, ohne im mindesten auf ihre Würde zu achten. Konnte das durch diese Zeit passieren? Reicht es aus, ein paar Monde, um ewig alten Stolz und Würde zu brechen? Anscheinend. Anscheinend bricht alles schneller, als es wächst. Es ist anscheinend leichter etwas zu zerstören, leichter etwas zu trennen, als es zusammenwachsen zu lassen. Alles, was gut ist, braucht viel Kraft, Ausdauer, Ziele. Das Gute, ist aus Ton, weich, formbar, geschlagen und in den richtigen Händen biegsam. Es sieht aus, als könnte es für die Ewigkeit sein. Aber es muss die fertige Vase nur einmal fallen gelassen werden, dann ist es vorbei, ist innerhalb von Sekunden zu Nichte gemacht. Meine

Kinder. Meine Sieben. Leben sie noch? Ich muss sie finden. Wo ist sie jetzt die Sicherheit? Wo ist das beständige Weiter, das immerwährende Gleiche, das Ausruhen der Überlegenheit? Es ist weg. Gegangen. Es hat sich gezeigt, in einer Maske, die gefallen ist, hart aufgeschlagen auf einem Stein. Und im Moment des Falles hat es gerufen: Sicherheit ist nur eine Illusion. Und ihr zu verfallen nur eine Ausrede der Angst.

Überall in jedem Leben, das Abwägen des Gegenteiligen, die Sicherheit gegen die Freiheit. Das haben mir die Steine erzählt, hier in den dicken Mauern. Während ich durch die Stadt streife, regt sich auf einmal wieder das profane Bedürfnis des Hungers. Hunger ist ein allgegenwärtiges Phänomen beim Reisen. Es ranken Gerüchte, dass es Menschen geben soll, die bloß reisen, um hemmungslos und ohne Beschränkung zu essen. Das hängt auch mit der Beschaffung der Nahrung zusammen. In Deutschland geht man in den Supermarkt oder in ein Fachgeschäft. Metzger sucht man mittlerweile, ebenso Obstläden, in denen es nicht verschimmelt oder überteuert zugeht, aber in Peru gibt es die Märkte. Mit allem. Man schlendert im Prinzip durch offenen Fachgeschäfte. Und es ist gut. Sie verkaufen schnell und ohne Umschweife. Nett, und professionell. Keine Überschleimerinnen, und ich spreche bewusst von - innen, denn der Verkauf in Peru ist in Frauenhand. Immer. Oder fast immer. Ich kann mich in Lateinamerikanischen Ländern in den Mercados selten an männliche Verkäufer erinnern, in Peru sogar gar nicht. Dort sind es die Frauen. Und sie sind nett, wie bereits gesagt, zumindest meistens. Aber manchmal ist es schwer zwischen Opfer und Täter zu unterscheiden. Vielleicht sind Menschen oft beides. Ich wollte immer eine Freundin sein, eine die gut ist, aber ich bin auch in die schnelle Schere geraten. Das passiert als Touristin für die Einheimischen leicht. Oder besser gesagt, Fremde schicken sich schnell in

die Opfer Täter Schere. Vielleicht weil die meisten der Menschen keinen Bezug zum Fremden haben, aber alles einordnen wollen. Die Moral gegenüber Fremden ist geringer. Man verbündet sich mit dem Gleichen, offensichtlichen Gleichen, hilft den Freunden, die man kennt und nimmt bei denen, die einen gleichgültig sein können, denn sie gehen eh weiter, egal ob mit oder ohne Geld. Und die Touristen, die in die Fremde gehen, sehen die Fremde leider oft als Unterhaltungspark an, sie wollen Spaß, mit etwas, was sie zu Hause nicht bekommen, und mit ihrem Geld kaufen sie sich alles, denn wenn es hart auf hart kommt, Geld gewinnt immer. Also es ist schwer nicht in die Opfer Täter Schere zu rutschen, ich habe es versucht und bin gescheitert. Opfer: am Markt. Sie wollte für Mangos übertriebene Preise. Ich: nein, ging zu nächsten, ein kurzes Lächeln der beiden Verkäuferinnen zueinander und derselbe Preis. Tja, die Welt ist kein Disneyland. Täter: ich wollte ein leckeres selbstgebackenes Teil kaufen, sie gab mir meiner Meinung nach zu wenig Geld zurück, ich machte einen Aufstand und sie gab mir mehr. Dafür schäme ich mich bis heute. Es hätte mir nicht finanziell wehgetan ihr das Geld zu lassen. Aber ich wollte kein Opfer sein. Und war deswegen gemein. Klar sind das beides Kleinigkeiten, aber es bringt einen auf den Boden der Tatsachen. Die Welt ist die Welt, und kein Paradies. Wir können noch soweit wegreisen, am Ende finden wir kein Paradies, wo wir gemocht werden und es gut haben in unseren Wahn, den wir gerne Realität werden lassen wollten. Wir finden überall das Gleiche, die Regeln des Lebens, und eine ist: man kann nicht hoffen etwas zu finden, was man nicht hat. Man hat es oder nicht. Man ist allein oder nicht. Man kann nicht hoffen in anderen Ländern auf Augenhöhe mit anderen Menschen zu sein, wenn man es schon zuhause nicht war. Denn Menschen sind Menschen. Und jeder Mensch reagiert auf Menschen der verschiedenen Nuancen gleich. Selbst ein

Außenseiter behandelt den Außenseiter schlecht. Es sind nicht die Menschen, die einen Menschen auf eine Art behandeln, vielmehr rufen die Menschen auf die reagiert wird, genau diese Art hervor. Sie sind der aktive Part. Deswegen ist es sinnlos Beziehungen, Länder, Städte oder Freunde zu wechseln, wenn man mit den jeweiligen Menschen nicht zurechtkommt, denn man wird egal wo oder mit wem man ist, die gleiche Reaktion wieder hervorrufen. Wenn man denkt, früher oder woanders war es anders, falsch, früher war man selbst anders, und hatte deswegen andere Reaktionen. Klar ist der Einzelne nicht das ganze Problem, aber er ist auch nicht außen vor. Denn alle reagieren einfach nur wie Menschen eben reagieren müssen. Wechselspiel der aufeinandertreffenden Charaktere. Es geht nie nur in eine Richtung. Aber die Richtungen bedingen sich gegenseitig. Und liefern die oft gleichen Ergebnisse, egal wo. Eine Regel des Lebens, und ich sage bewusst Leben und nicht Gesellschaft. Diese Regeln sind nicht Gesetz, sie existieren, sie laufen. Die Natur ist Teil des Lebens. Und selbst da gibt es ungeschriebene Regeln. Die ein jedes empfindsames Wesen kennt. Ich weiß nicht, woher sie kommen. Vom Leben, ja, aber gut wer weiß schon woher das Leben kommt... Aber sie sind da, und wir befolgen sie, ohne sie zu bewusst zu kennen, denn sie lassen uns leben. Der erste Schritt ist Empfindsamkeit, und auf einmal wird man verstehen, wie gleich wir vom Leben gezeichnet werden. Mal ein bisschen weniger Kopf, mehr Gefühl, dann versteht man oft mehr. Ich war schnorcheln, in Peru, nahe einer Insel. Natürlich hielt ich mich ein wenig abseits, weg von den anderen Touristen, um nicht alles, was im Meer nahe der Insel ist mit Lärm und Geplätscher zu verscheuchen, und sah seltsame Fische, die ich nicht einordnen konnte, schön, bunt. Mein Highlight war der Schwarm der blau-gelben Fische, sie schwammen schön nacheinander, wie auf einer Straße. Sie kamen von rechts, und

ich gewährte ihnen Vorfahrt. Ganz unaufgeregt sind sie an mir vorbeigeschwommen. Selbstverständlich, unaufgeregt, unbeirrbar im Weg, akzeptierend, als ob es nie anders gewesen wäre. Als gebe es gar keine Möglichkeit diese Regel nicht zu kennen, und nicht zu akzeptieren. Sie hatten diese Regel garantiert nicht aufgeschrieben. Sie haben sie gelebt. Wie alle Lebewesen. Regeln des Lebens. Gut und schlecht und einfach da. Deswegen sollte man nicht reisen, um Menschen zu vergessen, denn dasselbe Muster findet man oft wieder, sondern vielmehr sollte man reisen, um zu essen, zu wandern, zu tanzen, zu sehen, zu betrachten, frei zu sein, jeden Tag neu zu erleben, Geschichte kennenlernen, und etwas anderem eine Chance zu geben in sein Leben zu kommen, neue Lieder zu hören und Brücken zu bauen. Eine kleine Brücke war eine Begegnung in Nasca. In einem Hostel. Es versteht sich ja von selbst, dass ich am Anfang meines Trips kein Spanisch konnte. Aber man versteht sich ja auch mit Menschen ohne Worte, im Regelkatalog der Empfindsamkeit. Ich war in einem seltsamen Hostel untergekommen. Sie hatten einfach ein Zweibettzimmer als Dorm titulierte und war dort mit einer Amerikanerin drin, die sich am Telefon mit ihrer Freundin unterhielt, dass es gut wäre, dass ihr Trip bald enden würde, sie brauche endlich wieder etwas Privatsphäre. Das war dann am Abend, nach Ruinen und Wüste, die nette Aufforderung den Zweimannodorm zu verlassen. Ich tat ihr den Gefallen. Schließlich will ich beim Reisen keinen Krieg beginnen. Auch beim Nichtreisen. Eigentlich nie, aber manchmal ist man eben gezwungen die Axt aufzuheben. Aber ich wollte es nicht. Also ging ich in den kleinen Vorraum bei der Rezeption. Dort saß jeden Abend der Security-Arbeiter. Man hat das oft beim Reisen in Lateinamerika. Hostels sind keine Hotels, das heißt die Rezeption ist oft nicht besetzt, teilweise sogar tagsüber, aber das sind Geschichten aus anderen Ländern, nicht aus Peru, dem Land der Steine. Egal in

welch seltsamen Hostel oder Budget Hotel ich war, in Peru war immer jemand da. Nachts, die Security. Und der Securitymensch in diesem Hostel saß gern vor dem Fernseher. Sah sich Spielsehows, irgendein total überbuntes, kreischendes Spielezeugsshowchaos an. Jeden Abend. Und ich saß jeden Abend daneben. Schrieb mein Reisetagebuch, was in Peru sehr ausufernd war. Ich habe es nie wieder nach der Reise angesehen, aber währenddessen war ich fleißig. Ein typischer Ich-reise-alleine-Zeitvertreib. Aber ich sage euch, die meisten von euch Reisetagebuchschreibern werden ihre Ergüsse nie wieder lesen. Warum auch? Reisen lebt man, nicht schreibt man. Sage es und sitze nun schreibend hier. Aber zu meiner Entschuldigung, es sind die Erinnerungen, die darf man schreiben. So saß ich also jeden Abend, mit diesem fremden Mann, der kein Wort Englisch konnte und ich kein Wort Spanisch zusammen auf der Couch und schrieb und beobachtete ab und zu die immergleichen Abläufe jeden Abend bei der Spielsehow. Ab und zu checkte jemand aus dem Hostel aus, er nickte kurz, nahm kurz Notiz. Wir redeten nie, aber es war nie ein unangenehmes Schweigen. Als ich dann auscheckte, stand er auf von seiner Couch, und verabschiedete mich mit Küsschen links Küsschen rechts. Ich fand das cool, habe mich natürlich in meinem Weltbild bestätigt gefühlt etwas Besonderes zu sein, auch hier, mich abzuheben und eine Brücke geschlagen zu haben. Ja auch wir Deutschen, Europäer, Weißen, Mittelständler, Frauen oder wie auch immer, können Gemeinsamkeiten, Brücken, Seilschaften, Sympathien haben, ohne Worte, ohne anbieten, ohne Oberflächlichkeiten, einfach nur, indem wir auch mal die Schnauze halten, unser Ding machen und jemanden seine Spielsehows schauen lassen, ohne zu urteilen, einfach nur hinnehmen, und ohne Abwertung des anderen das eigene Chaos mal hintenanstellen. Das ist Kunst. Das ist die höchste Kunst. Auf der gleichen Ebene sich Raum

lassen, sich zu akzeptieren, gleichzeitig eigene Interessen verfolgen, ohne den anderen an seinen zu hindern. Und das nicht als selbstverständlich hinnehmen. Es sollte selbstverständlich sein, ist es aber überhaupt nicht. Ich weiß nicht, ob nicht mehr, oder ob es noch nie selbstverständlich war. Aber wir sollten daran arbeiten. Vielleicht als Vision für die Zukunft. Wir sind alle unterschiedlich, aber gleichwertig. Wir sollten Kultur als Bereicherung begreifen, und nicht als Instrument um andere einzuordnen, sich abzugrenzen und andere abzuurteilen. Kultur hat leider einen Hierarchiewert. Nicht das Geld macht den Unterschied. Tja aber die Kultur, Segen und Fluch. Wie Salz. Man braucht es. Nicht nur wegen des Geschmacks. Nein man braucht es zum Leben. Aber es vernichtet auch. So ist es mit allem. So ist es mit der Kultur. Auch sie vernichtet. Aber ohne, was wäre das Leben wert? Was wäre das Leben wert, wenn wir nicht wüssten zu kochen, zu tanzen, zu bauen? Ohne Bilder, Musik, Konzerte? Was wäre das für ein Leben? Aber mit Kultur erwächst auch Haben, das Haus, das schöne Schmuckstück. Gold war begehrt aufgrund seiner Schönheit, um sie den Größten und Besten zu geben, den jeweiligen Göttern oder Gott. Und wir alle wissen welche Verbrechen für Gold begangen wurden. Aber wollen wir ein Leben ohne schöne Dinge? Man philosophiert in letzter Zeit viel über die Friedfertigkeit der wandernden Völker. Aber hatten die schöne Dinge? Haben sie gebaut, gestaltet, musiziert und aufgeführt und für Generationen bewahrt? Haben Sie etwas erfunden, weitergegeben, außer ihren Wegen? Sie hatten Sprache, aber wo ist sie jetzt? Gab es damals Gedichte, Geschichten? Sind sie nur weg? So schön wie es klingt ein kriegsloses besitzloses Leben, ein Leben auf Wanderschaft, aber es wäre ein Leben ohne Kultur, denn Kultur schafft und dazu gehört nun einmal auch Besitz, und wenn es nur ein Buch ist. Und damit fängt dann aber wieder der Neid und die Zerstörung an. Schaffen, zerstören,



schaffen.... vertickt, vertrackt, verkniffen. Wie alle gedankliche Knoten des Lebens. Also Kultur, sie schafft Wundervolles, aber auch Grenzen. Zwischen den Völkern und zwischen den Hierarchien innerhalb eines Volkes. Dabei sollte es doch einfach nur Spaß machen. Aber egal über was man nachdenkt, man landet eben immer bei Ying Yang. Es gibt nichts anderes als Yin Yang. Oder die berühmte Kehrseite der Medaille. Man kommt nicht raus aus der Nummer. Es gibt kein perfektes glückliches Leben. Kein freies Leben. Alle Freiheit erfordert Zwang, und jeder Zwang birgt auch Freiheit. Schau sie dir an, die christlichen Bürgerlichen, eingesperrt in ihren Zwängen, Konventionen, kleine und große Verbrechen, immer im Namen des Guten und der Liebe. Die christliche doch so freie Welt hat das Korsett aus dem Bürgertum nie ausgezogen, auch heute nicht, nur heute nennen sie es Bildung, oder Benehmen. Die Bildung hat die Arroganz der Christen auf den früher durchchristianisierten Gebieten ersetzt. Früher hatten sie die Weisheit des Herrn, brachten das Wort des Herren zu den Wilden, heute haben sie Bildung und Kultur. Sind wissenschaftlich, denn schließlich hatte man ja die Aufklärung in Europa. Kant ist der Grund, dass wir immer noch durch die Welt rennen, und denken wir hätten mehr vom Leben verstanden als andere. Dabei gibt er uns das Recht immer noch kolonialistisch und arrogant zu denken und zu handeln. Vielleicht nehme ich aber auch das Jetzt und Hier viel zu wichtig. So wie wir uns alle schon als einzelne wichtig nehmen. Bald wird keiner mehr nach uns schreien, und selbst Europa wird nichts anderes sein, als der neue alte Kontinent mit Ruinen. Dann werden vielleicht Menschen überlegen, was wir waren, wer wir waren, und gehen durch die Reste des Turms von Montparnasse und wundern sich wie so einfache Menschen etwas so hohes bauen konnten. Europa, auch dort wird die Zeit ablaufen, wie bei allen Kulturen, allen Kontinenten. Dann werden sich die Menschen des

gewalttätigsten Kontinents ausruhen, und ihre Arroganz wird zu jemanden oder etwas anderen hinübergeweht werden, damit auch er sie internalisiert und im Namen der Kultur und Überlegenheit Verbrechen begeht. Im Namen Gottes und der Liebe oder der Überlegenheit. Bis zu den nächsten Machthabern und wieder nächsten. Das haben mir nicht die Menschen gesagt, das habe ich begriffen, bei meinen Spaziergängen durch die Steine. Sie reden, man muss es nur hören. Während ich durch die Ruinen lief der einst so prachtvollen Bauten, und dem, was übriggeblieben ist, zerstört durch Gewalt. Und was prachtvoll geworden ist, durch Gewalt, um wieder von etwas anderem abgelöst zu werden. Nach der Blüte kommt das Altern, der Tod. Für alles und jeden, egal wie schön die Blüte doch war, und wieviel andere Blüten sie vernichtet hat, um groß und schön zu erblühen. Es hat alles seine Zeit. Und alles sein Ende. Ist das gut so? Egal, es ist so.

Bin dann weitergereist, ins Mekka Südamerikas, nach Cuzco. Dort gibt es eine Ruine neben der nächsten. Mit einem Kombiticket kann man sie alle sehen, in der Gegend. Mit den Kollektivos hin, durch die Ruinen spazieren, zurück mit den Kollektivos und dann in der kalten bergigen Stadt einen Punsch trinken, die immer ohne Alkohol sind. Diese Gegend ist ein Traum für jeden Archäologiefreak, und mich der Steineleserin. Egal in welcher Ruine man ist, sie schreien die Steine, sie haben zu viel Geschichte, um sie für sich zu behalten. Bei einer Ruine gibt es eine kleine künstlich angelegte Kammer aus Felsen. Inmitten eines Feldes der Ruinenstätte. Die ganze Anlage muss eine heilige Stätte gewesen sein. Man spürt das. Schamanen laufen durch das Feld. Einer schenkt mir eine Blume. Ich laufe durch die Ruine und komme also an diese kleine Kammer. Ein riesiger Felsbrocken steht darin auf zwei kleinen Felsstücken. Sehe ihn, bei dem Felsen, in der Höhle, die Steine sprechen: Ein

Mann, nicht mehr jung, und er hat Angst. Was macht man, wenn man Angst hat, wenn man weiß, dass man ja, was ich denke, geopfert wird, hier und jetzt? Der Mann weiß, er wird nicht weinen. Sein Leben lang hat er darüber nachgedacht, wie er seine Probleme lösen kann. Wenn man keine Lösung kennt, muss man sich gedanklich vorbereiten. Das verdrängt die Angst. Der Mann denkt: Ich habe mich auf alles vorbereitet. Auf alles. Es kam erst im Laufe meines Lebens, mit dem Beginn des Erwachsenseins. Als ich klein war und dachte die Welt schenkt mir etwas, als ich dachte ich werde groß und werde glücklich, da musste ich nicht viel denken. Ich hatte Vertrauen. Als ich dann das erste Mal allein im Dunkeln eines Hauses war, da lernte ich das erste Mal, was Angst bedeutet. Da fing die Angst an, und ich habe sie bekämpft. Fast mein halbes Leben habe ich gebraucht, um zu begreifen, dass ich durch Nachdenken meine Gefühle, also auch die Angst besänftigen kann. Nicht, indem man darüber mit jemanden redet. Nein das bringt nichts. Menschen verstehen niemanden außer sich selbst im Reden. Sie verstärken dann eher die negativen Gefühle. Wenn man also einen Weg aus der Angst sucht, findet man ihn bloß über das Nachdenken. Und die Gefühle danken es. Nicht die anderen Menschen, nein man selbst dankt es sich. Aber so viel ich darüber nachdenke, hier in diesem Keller, wo ich in kurzer Zeit geopfert werde, hier in dieser Dunkelheit, hier kann ich denken, was ich will, es bleibt die Angst. Wieder am Anfang, als ob ich in meinem Leben nichts dazu gelernt hätte, es schließt sich der Kreis. Ich würde gerne denken, dass sich mein Leben gelohnt hat, aber hat es das? War es das wert? Ich habe früh gelernt zu arbeiten, war viel allein, ein armer Schlucker. Teils wollte ich keine Frau, ich hatte Angst vor der Liebe, und teils wollten sie mich erst gar nicht, denn wenn die Liebe doch zu mir kam, dann nur zu mir und nicht zu der Auserwählten. Es fiel mir nicht leicht, das Arbeiten, in dem Haus, auf dem Feld. Es war eine Arbeit, wie

sie viele andere genauso und besser machen. Austauschbar. Ein Leben als Knecht der Mächtigen. Sie strahlen, und wir sorgen für den Glanz, ohne je aufzufallen. Am Anfang meines Lebens habe ich viel gelacht, daheim, bei meiner Familie, aber irgendwann ist mir das abhandengekommen. Es ist erschreckend, wenn man über sein Leben nachdenkt und merkt, dass das Lachen abhandengekommen ist. Nie hätte ich das gedacht. Nie hätte ich gedacht, dass man langsam im Leben stirbt, dass der Akt des Todes nur die Vollendung des Lebens ist. Aber es ist so. Wir kommen in das Leben aufgefüllt mit der Energie der Sonne, die wir immer mehr verlieren, bis nichts mehr da ist. Bei mir ist fast nichts mehr da. Und trotzdem habe ich Angst. Ich könnte jetzt sagen, es liegt daran, dass ich mein Leben nicht selbst beende, aber man stirbt so wie man gelebt hat, und mein Leben war nie von mir bestimmt, also warum sollte es mein Tod sein? Ich habe nie gepasst. Hatte nichts zu geben. Außer meinen Händen und einem Aussehen, was nicht besonders überragend war. Hatte nichts, war nichts. So einen nimmt keine Frau, so einer bleibt allein. Also blieb mir im Leben das Arbeiten. Ich kann nicht sagen, ob es mir gefiel. Ich denke eher nicht. Aber ich war ein Mensch ohne Bedeutung, ohne Talente, allein, übriggeblieben. Früher hatte ich vor allem die Angst mein Leben zu verlieren. Ich bewunderte die Krieger, ich selbst hatte schon bei der Vorstellung einer Schlacht Furcht, hatte schon bei dem Gedanken an Krieg, Angst zu sterben. Mehr noch als die Angst jemanden zu töten. Die Angst war immer da, mein ständiger Begleiter. Irgendwie dachte ich, wenn ich Angst habe, dann passiert mir nichts. Denn es passiert ja immer das, was man nicht erwartet. Also schön Angst haben, vor allen schlechten Dingen, dann kommen sie nicht. Dabei hatte ich nichts wirklich zu verlieren. Außer meinem Leben. Und genau das verliere ich jetzt. Es ist lächerlich, aber mittlerweile glaube ich, wenn wir uns vor etwas fürchten, dann passiert es. Wie

eine Vorahnung. Und man muss sich ihr stellen, vorbereitet, einen Auswege erdenken. Nur dann kann man sein Leben leben. Denken als erster Schritt zur Problemlösung, zur Bekämpfung der Angst. So dachte ich nach, bei allem, um mich vorzubereiten. Damit ich mich meinen jetzigen Ängsten gut stellen kann. Aber es überfordert mich doch. Kann ich mir selbst sagen, das Leben ist eh schlecht, was soll noch kommen? Soll ich sagen, die Götter wissen, wann sie jemanden holen? Soll ich mich trösten auserwählt zu sein geopfert zu werden, als einer besonderem Ehre? Soll ich froh sein, nicht mehr zu schuften zu müssen, mich nicht mehr anstrengen zu müssen? Oder soll ich mich fragen, warum um alles in der Welt, musste ich durch diese Welt laufen, wo ich nie reingepasst habe, und nun elendig verende? Würde ich es anders machen, wenn ich nochmal anfangen könnte? Viele Menschen stellen sich die Frage. Das ist ein Zeichen, dass man noch Lust auf Leben hat. Wenn man dann aber weiß, es wäre alles wieder genauso, man wäre immer wieder so, allein, ohne Sinn in dem, was man tut, dann weiß man: Es ist zu Ende. Wenn man keine Hoffnung auf Glück in diesem Leben hat, dann ist es aus. Dann hat man sich zu Tode gelebt. Habe ich das? Irgendwie habe ich Hoffnung, dass noch jemand kommt und sagt, du kannst gehen, du gefälltst uns nicht für die Götter. Meine Hoffnung lebt noch. Aber ich weiß auch, dass die Götter werden mich gut empfangen, auf der anderen Seite werden meine Familie und irgendetwas Gutes auf mich warten. Aber dieses kleine Pflänzchen Hoffnung auf Leben ist noch da, es treibt noch in die Höhe, es sucht sich noch seinen Weg. Jedes Pflänzchen will wachsen, jedes Pflänzchen sucht sich den Weg zum Licht. Und in dieser dunklen Höhle, wo ich warte, dass jemand kommt, um mich zu opfern, hier will ich wieder Licht. Hier begreife ich, dass das Leben gelebt werden soll. Dass Angst gut ist, dass sie uns sagt lauf weg. Sie sagt uns, wenn etwas nicht in Ordnung ist, dass wir reagieren

sollen. Aber eben nicht wegdenken, nein vielmehr weghandeln. Ich habe Jahre gedanklicher Arbeit damit verbracht, Angst wegzudenken in Hoffnung auf die Bestimmung meiner Zukunft. Aber ob ich nun Angst habe oder nicht, bestimmt nicht den tatsächlichen Hergang von Dingen, für die ich nichts kann. Angst bringt als bloßes Gefühl nichts, es sei denn man sieht sie als Anfang. Angst ist das Zeichen, dass man vermutet, dass gleich etwas existentiell Schreckliches mit einem passieren wird. Deswegen der Impuls wegzulaufen. Deswegen bringt sie eben doch etwas, wenn man aufgrund ihr etwas tut, ändert, rennt. Dieses Gefühl eines Menschen darf nur am Anfang stehen, als Beginn für eine Aktion, dann muss man es verlieren, niemals darf es bei einem bleiben, niemals darf sie einen beherrschen. Aber meine Angst hat mich beherrscht. Und trotzdem sitze ich hier. Dabei: Nein: Nicht weinen, verzweifeln, losmachen! Losmachen! Ich rüttele an meinen Fesseln. Sie sind fest. Sie haben mich hierher in den Raum gebracht und schon vorbereitet. Es ist hier keine öffentlich Opferung, sie ist klein, um den Göttern mal zwischendurch einen Appetithappen zu gönnen. Aber nicht mit mir, ich bin zäh. Jetzt kommt es hoch, Panik, Angst, Lebenswillen, Kampfesgeist, mich durchschießt ein Hunger nach Leben, wie ich ihn zuletzt als junger Mann hatte: Ich will noch einmal bei einer Frau liegen, ich will gerne noch einmal gut essen und trinken, und lachen, bei den Göttern ich vermisse es zu lachen, über irgendetwas, so richtig aus dem Bauch heraus. Ein Lachen wie ein Vulkan, den Kopf nach hinten werfen, die Tränen wegwischen, das Gefühl haben, dass man gleich einpullert und trotzdem nicht aufhören kann. Nicht aufhören können! Ein so gutes Essen haben, dass man nicht aufhören will, dass man förmlich überquellt und trotzdem erst aufhört, wenn alles restlos vertilgt ist. Eine Geschichte hören und nicht aufhören wollen zuzuhören, das Ende nicht erst am nächsten Tag erfahren,

nein alles hören, wirklich alles, zu tanzen und das Gefühl dabei zu haben zu fliegen, abheben und danach einen Kuss, der die Frau auffrisst. Das Gefühl: nicht aufhören zu wollen, das heißt Leben. Etwas als so gut und glücklich zu empfinden, dass aufhören keine Option ist, auch wenn alles dagegenspricht, wenn man so viel isst, dass man denkt man platzt, scheiß auf Satt sein, nein, wenn man etwas liebt, dann ist man nicht befriedigt, dann ist man bis zum Umfallen voll. Voll. An allem, an Gefühl, an Herz, an Ideen, an Freude, an Farben, an Licht und dem Strahlen der Sterne, dann sieht man ein Lächeln und lächelt glücklich zurück, dann geht man einer Frau nach, weil ihr Duft leicht und frisch ist, einfach nur um ihren Hauch, der sie umweht in seiner Nähe zu haben. Dann stellt man sich in den Regen und tanzt, denn tanzen kann man immer, man trinkt den Regen, breitet die Arme aus und sagt: hier, hier ist Leben, ich glühe, mein Feuer kann nicht gelöscht werden, nie. Selbst in den dunkelsten Stunden ist es da, mein Licht, es wird strahlen, es ist nicht am Ende. Noch nicht. Es strahlt und gibt meiner zarten Pflanze Nahrung. So lebt man, so und nicht anders. Alles andere ist egal. Wer den Mumm hat, sich in den platzenden Regen zu stellen und zu den Göttern zu rufen: Ich bin da, ich bin einer der lebt. Einer, der die Stirn bietet, kämpft und ringt, der lebt. Die Götter wollen, dass wir leben, deswegen sind wir hier. Also tun wir ihnen den Gefallen. Weinende Wesen gibt es genug, dafür sind wir nicht da. Die Abrechnung kommt am Ende. Aber nicht jetzt. Das ist nicht das Ende ich weiß es. Wir wissen, wann wir gehen, meine Zeit ist nicht um, ich fühle es. Ich muss die neue Stärke fühlen, muss wissen, wie ich hier rauskomme. Es wird nur ein Schamane kommen. Jetzt muss ich zeigen, was ich kann, ich brauche einen Plan, ich will leben, und genau das werde ich, das weiß ich... Mir laufen Tränen herunter. Denn im Grunde weiß ich es gibt kein Entrinnen. Wo ist es jetzt mein Nachdenken? Ich bin in meine eigene Falle getappt, wollte

mich durch Nachdenken vorbereiten und habe stattdessen Hoffnung geschöpft, trügerisch, von Emotionen überrannt. Hoffnung, zum Schluss? Ja, denn es ist nicht das Ende, kann es nicht sein. Ich habe noch nicht gelebt, ich weiß es. Das ist nicht das Ende, nein das nicht. Sie kommen. Er kommt. Der Priester, ich sehe es in seinen Augen, der Blutdurst. Es ist nicht das Ende. Das Messer trifft mich mitten ins Herz. Der kalte Stein trifft mich, es tut so weh. Aber es ist nicht das Ende. Es wird auf einmal alles eng, diese Höhle, mein Leben, mein Herz. Wie ein Block aus Stein fühlt es sich auf einmal an. Als ob aller Schmerz meines Lebens in diesen Punkt geht, und es krampfen lässt. Ich wollte vorbereitet sein, gehen, aus diesem Leben und ihm gelassen entgegentreten, dem Tod, gelassen sagen, ich bin bereit. Und habe mich verfangen. Ein Lichtstrahl hatte mich berührt, aber es war ein trügerischer Strahl, ich bin in die Falle getreten. Ich dachte es kann nicht sein, nein, es kann nicht das Ende sein, nein ich will leben. Niemals ist das das Ende. Nein ich weiß es...es ist nicht... das Ende.

Raus aus dieser Höhle. Der große Stein hat mir seine Geschichte erzählt. Er hat bestimmt noch viele andere, aber sie werden sich gleichen. In dem Moment das Leben lieben, wenn es zu Ende ist. Es kapieren, wenn es zu spät ist. Ist ja eigentlich eine Binsenweisheit. Aber das sind oft die besten, sie müssen ja schließlich von irgendwo herkommen. Unsere heutige Kultur ist wahrscheinlich eh die erste, die immer nur die Spezialisten oder Experten hören will. Aber die reden meistens das schlimmste Zeug, und viele handeln danach, und sind überrascht, wenn sie vor einem Scherbenhaufen stehen. Dann höre ich lieber den Steinen zu, und höre, was auch immer sie mir sagen wollen. Es gibt viele Dinge die traurig sind, aber auch lustige, gerade beim Reisen. In einem Hostel stand ein junger Mann vor seinem Bett, was voller Sachen aus keine Ahnung woher war. Seine erste Handlung:



erst mal einen bauen. Nachdem er den genossen hat, stand er wie ein Cowboy, vor dem Duell, vor dem Bett, ließ seine Finger kreisen, kurz vor dem schnellen und treffsicheren Abzug seines imaginären Colts und fing an, langsam, aufzuräumen. Er brauchte dafür den ganzen Abend. Oder der Reiseleiter, der vor lauter Stress zu schielen begann. Ja das hat man davon, wenn man sich an die Versen der jungen hübschen Argentinierinnen heftet. Zu mir sagte er am Beginn der Tour: „Du bist so schwach, du wirst in den Bergen keine Freude haben.“ Ich war als erste auf dem Berg, am See. Genoss dabei die Luft, vor der alle so eine Angst haben, Angst vor der Höhenkrankheit, aber für mich war diese Luft fantastisch. Keine Autos, kein Gestank. Eben nur ein bisschen dünn, aber dafür rein. Tja Qualität ist eben immer besser als Quantität, sogar beim Sauerstoff. Jedes Mal, wenn ich in diesen Höhen einatmete, hatte ich das Gefühl, dass sich mein Körper reinigt. Auf dem Weg nach oben, lagen die anderen Touristen alle in Gruppen, denn alleine sein geht ja nicht, auf dem Boden, kamen nicht weiter. Einer habe ich eine halbe Flasche Wasser dagelassen. Sie war selig vor Glück. Überraschender Weise gingen auf dem Rückweg bergab auf einmal alle sehr schnell. Vielleicht braucht man zum Absteigen eben nur Selbstbewusstsein. Ich vermute das haben sie sich zu großen Teilen bei einigen Dschungeldrogensessions geholt. Gut, diese Zauberdrogen sollen härter als LSD sein. Wer es braucht. Ich nicht, ich lasse mir eh schon was von Steinen flüstern. Naja, nicht wirklich... Als ich wieder am Berg unten ankam, und der Führer mit den argentinischen Mädels auf langsamen Sohlen zurückkam, schielend, mit sich selbst kämpfend, denn die Mädels gingen immer drei Schritte, dann blieben sie stehen, atmeten ein paarmal tief durch, dann gingen sie weiter, sah er mich, trat auf mich zu und sagte: „Deutsche, ich muss deine Hand schütteln. Ich sah dich die Berge aufsteigen. Du bist sehr stark!“ „Ja, ich weiß.“ Und nun wissen es also zwei. Sogar

mehr. Zwei junge Israelis, die gerade vom Wehrdienst kamen und danach reisten, wissen es jetzt auch. Also 4. Die beeindruckte ich mit meiner Erfahrung des 39,8 ° Fiebers im Nachtbus.: „That‘ s cruel.“ Ich bin also feuergetauft. Hat mir im Leben danach noch oft geholfen, aber das sind andere Geschichten. Also: ein Grund zu reisen, danach wirft einen nichts mehr aus der Bahn. Die beiden Israelis gaben mir den Tipp eines kleinen Ortes am See, in einer Wüste. Idylle pur. Klar, dass ich es da nicht lange ausgehalten habe. Idylle...? Schön, vielleicht zu zweit...? Aber allein? Da will man Action. Und die hatte ich an einem Tag in den Dünen. Sandboarding. Obwohl Action war das dann doch nicht so ganz mein Fall. Aber mit einem Jeep durch die Dünen fahren mit einem jungen crazy driver, einem jungen Mann, der noch nicht oder noch nicht oft blutige Nasen im Leben hatte? Das war gut, wir sind durch die Dünen gedüst, Kurven gedreht, sind fast schon geflogen. War gut. Wenn man etwas erleben will, immer zu den Jungen. Da haben sich die Grenzen noch nicht eingefleischt, wie bei den älteren. Ältere riskieren rein gar nichts mehr. Das nennen sie dann aus Erfahrung klug. Am schlimmsten sind alte Männer mit dicken Bauch. Die haben sich sozusagen schon satt gegessen, haben ihre Nahrungsquelle gefunden, die suchen nichts mehr, riskieren nichts mehr. Frauen weiß ich nicht. Aber das Schlimme ist, irgendwann frisst an jedem das Gesetz der gesellschaftlichen Zeit, so dass auch der junge crazy driver irgendwann ein dicker behäbiger, langsamer Bremser wird. Aber zurück zu den Israelis, zurück zu dem Reiseleiter und meinem glorreichen Erklimmen der Berge. Zurück zu den lustigen Menschen, die man trifft. Schönlinge, die verzweifelt nur der Kontakte wegen reisen, einsame Männer, die an der Politik ihres Landes verzweifeln, und Peruaner, die nicht verstehen, dass es in Italien zum Frühstück kein Fleisch gibt. Mexikaner, die warnen auf gar keinen Fall nach Mexiko zu reisen, da man dort auf

jeden Fall, ausgeraubt, vergewaltigt und umgebracht wird (habe es später bereist und sage: Fliegt alle hin!) und Amerikaner, die einem nicht getrauen zu sagen, dass meine Schuhe stinken, alte Männer im Bus, die auf deiner Schulter einschlafen, im Bus, alte Frauen, die ohne Gnade vom Verständnis des Gegenüber vom Herrn erzählen, ohne Punkt und Komma, und man absolut nichts zum Gespräch beisteuert als sie nett anzusehen. Überhaupt Busfahren. Überhaupt im Bus essen. Überall steigen sie dazu, und verkaufen, was sie wo und wie auch immer gekocht und gebacken haben. Oder Früchte. Da bleibt nur essen. Scheiß auf Deutschland, wo man entweder am überteuerten Bahnhof kaufen oder sich etwas mitbringen muss. Nein in Peru ist für einen gesorgt, immer, solange man ein bisschen Geld hat. Ich habe in Peru wieder gelernt, wie schön ein Land sein kann, wie schön es sein kann über die Märkte zu gehen, und wie sich Menschen dort freuen einen zu sehen, nachdem sie einen als einzigen Besucher im Museum die Cusco School erläutert hatten. Wie die Peruaner eine Frau Mammy nennen, wenn sie es lieb mit ihr meinem, und Amiga, wenn sie einen bescheißen wollen. Klar ist es kein Paradies. Ich habe einer Bettlerin einen Kuchen geschenkt, die Hälfte, er war für mich zwar lecker aber zu viele Kalorien, deswegen habe ich ihn verschenkt. Ich gab ihr die Tüte, und sie sah zweimal rein, um sich zu vergewissern und sie strahlte über das Gesicht. Es ist scheiße, dass sie arm ist und Betteln muss, ich hätte das auch gern anders, aber sie hat noch die Gabe sich zu freuen. Ja Freuen meine emotionale Bewegung, ich habe wieder ein bisschen gelernt, beim Reisen. Eigentlich ist Reisen nichts anderes als sich bewegen, körperlich, emotional, mental. Deswegen ist es Zeit für eine kleine Bewegungspredigt: Wir sind alle so träge blöd fettgefressen, so satt, von allem. Trägheit hat sich breit gemacht, man schont die Kalorien für schlechte Zeiten, sammelt Fett an. Bewegen, warum, schließlich hat man ja

alles. Aber man ist nicht dumm, wenn man in Bewegung kommen will, oder etwas in Bewegung bringen will, denn Bewegung ist es unser ureigenster Instinkt, nicht auf einem Fleck, einem Platz zu bleiben, denn nur Bewegung bringt uns zum Ziel. Und macht uns fit, wach und glücklich. Es ist unser Instinkt Nahrungsquellen zu suchen, und zwar gute und gesunde und einen Weg dafür hinzulegen. Sie dürfen nicht zu uns kommen, wir müssen dorthin gehen. Immer wieder, und abwechselnd, Eintönigkeit im Essen macht krank, Eintönigkeit des Lebens macht uns krank, immer dasselbe hören und machen, macht krank und lässt unseren kleinen bisschen eigenen Verstand, den wir noch haben eingehen. Deswegen bewegen, immer weiter, immer wieder, immer woanders hin. Fernweh ist ein Symptom der Trägheitsfalle. Aber ein gutes Symptom, denn es liefert uns gleich den Ausweg aus der fettleibigen Trägheitskrankheit. Deswegen darf man dieses Symptom nicht bekämpfen, sondern man muss vielmehr auf es hören. Fernweh will uns etwas sagen, hört auf euch, hört auf eure Körper, Geister, Herzen. Bewegt euch, weg, weiter, soweit ihr euch traut. So tief ihr euch traut, sooft ihr euch traut, mit wem ihr euch traut. Und wenn man irgendwo irgendwann siedelt und somit bleibt, egal ob mental oder körperlich muss man auch dort unbedingt in Bewegung bleiben, mit Vertiefen und Weiterausbauen, mit dem und indem was wir uns zu eigen machen wollen. Alles andere ist der Tod, deren erstes Symptom die Monotonie der Trägheit ist. Aber Bewegung ist anstrengend, deswegen meiden wir sie, leider. Nur: nach dem Anfang in der Bewegung freut man sich, dass man sich selbst aus der Trägheitsfalle herausgewunden hat. Und die Belohnung danach ist unweigerlich noch größer und sicher, auch wenn man das erst oft auf den zweiten Blick erkennt. Man wächst immer daran, selbst wenn man sich ein Bein bricht. Deswegen sobald einen der Gedanke kommt: es muss anders werden oder ich will weg: Dann nichts wie weg!

Dann los! Den anderen Weg laufen, mit erhobenen Haupt, oder gesenktem, egal Hauptsache laufen! Ich weiß, dass mir Bewegung immer gutgetan hat, nur das Zurückkommen ist hart. Aber darüber philosophiere ich hier nicht. Es soll eine Predigt der Bewegung sein. Was man für eine Bewegung wählt, körperlich, mental, emotional, sei ja jedem selbst überlassen, und eins ist sicher, man wird dabei Probleme haben, die man auf sich allein gestellt lösen muss, man trifft Unbekanntes und Fremdes, sobald man seinen ewig gleichen Trott verlässt, Menschen mit vollkommen anderer Mentalität, Sprache, die man nicht versteht, und nicht jeder heißt einen willkommen. Aber eben das heißt bewegen, eben, das heißt Ausbruch, aus der wir sitzen jeder für sich allein an der ständig auf Befriedigungslevel minderwertigen Futterstelle, die uns immer satt sein lässt. Wir berauben uns sooft des Genusses des absolut Fremden, dabei ist es das, was einen weiterbringt, was einen die Bewegung bringt. Was einen ändert, konfrontiert, angreift, aber auch wieder träumen lässt, einen auftankt, und im Endeffekt glücklich macht. Man entwickelt Pläne hat Vorstellungen, alles scheint möglich. So etwas muss man genießen. Niemals anhalten, immer weiter. Und wenn ihr geht, geht für immer, es ist das einzige, was einen gesunden Geist noch helfen kann.

So sagte er immer, es ist das Einzige, was noch helfen kann. Weggehen. Wir hier in unserer Schönen Stadt, Macchu Pichu. Es war einst eine der schönsten Städte. Hier oben in den Anden, abgeschnitten von dem Fußvolk. Was war für ein Trubel hier, als ich jung war. Sie kamen von überall, von allen Regionen, allen Städten. Pilgerten hierher, beteten in unseren Tempeln und wir führten hier Zeremonien durch. Alle waren begeistert. Diejenigen, die hier lebten und alles am Laufen hielten, liebten diese Stadt. Wir hatten alles. Wir hatten uns, und immer neue Menschen kamen, pilgerten zu uns. Es war toll, mit ihnen in Kontakt zu treten, es war wundervoll ihre

Sprachen zu hören, ihre Akzente, Dialekte. Jeder hatte eine Geschichte. Jeder erzählte sie gern. Ich habe so viele Geschichten gehört, so viele Menschen kennengelernt. Die Gassen waren immer voll, voller Menschen, voller Leben. Da wurde gewuselt, sich gewaschen, gegessen, die Menschen kamen zusammen, es war nie leise, nie still. Es war eben Leben. Leben ist laut. Immer. Leben ist schnell. Leben redet, singt, läuft. Nicht wandeln oder gehen, nein laufen. Abends wenn die Zeremonien waren, kamen wir zusammen. Unsere Lichter leuchteten, die Menschen berauschten sich an unseren Pilzen und Düften, reinigten sich in den Zeremonien, innerlich, von dem, was sie mitgetragen hatten und von dem, was sie nicht mehr tragen wollten. Danach waren sie befreit, und es wurde getanzt. Niemand tanzt so wundervoll, wie freie Menschen. Auch wenn sie es vielleicht nicht für immer sind, aber solange sie sich erleichtert und frei fühlen, solange können sie wundervoll tanzen. Es gab Musik nach den Zeremonien, um die Menschen aus der Welt der Schattenseite, wo sie ihre Lasten hingetragen hatten, wieder zurückzuleiten. Sie kamen alle zurück. Denn es gab hier die richtige Musik. Wir spielten auf Muscheln, die Lieder, die leicht sind, aber interessant. Starteten mit wenigen Tönen, leichtem Säuseln, erst eine Muschel, dann eine andere. Am Anfang nie zusammen. Man durfte die empfindlichen Seelen nach der Reise in die Welt der Schatten nicht erschrecken. Natürlich ist Leben laut, aber es war eine Wiedergeburt der Pilger, niemand wird von einer Sekunde auf die nächste geboren. Sie müssen langsam wieder kommen, mit ihren neuen und wieder unschuldigen Augen, langsam aufwachen, zart, wie ein Schmetterlingsflügel, sachte, bis es mehrere werden, alle flattern gleichzeitig, tanzen in der Sonne, in einer leichten Brise des Windes. So auf den Muscheln gespielt. Schmetterlinge mögen die Sonne, die leichte Brise. Schlangen auch. Die Muscheln spielen. Sie kommt, die Schlange. Sie

raschelt durch die Blätter, die auf dem Boden liegen. Sie schlängelt sich durch die offenen Wurzeln, sie sonnt sich auf den Steinen. Ruhig, warm. Die Muscheln spielen zu mehreren. Sie trällern. Idylle im Dschungel. Plötzlich schnappt die Schlange zu. Nach einem Frosch. Er hatte versucht wegzuspringen, doch sie war schneller. Was ist das? Ein Misston? Nein, das kein Misston, das ist das Leben. Es pocht langsam an, an die Sage der Idylle, der wärmenden Sonne, den Schmetterlingen, den Schlangen durch den Wald. Der gefressene Frosch. Soll man die Schlange verurteilen? Nein, wir lassen sie, sie gehört in das Bild, sie gehört in die Natur, in unsere Musik. Ein kleine Maus kommt. Die Schlange ist satt. Die Maus wuselt, rennt, knabbert. Die Muscheln bringen neue Töne, ungeahnte. Es fällt Regen. Warmer Regen. Er fällt zuerst auf die Blätter. Sie lassen das Wasser langsam nach unten fließen. Der Dschungel duftet. Unbeschreiblich: frisch, klar, saftig. Als würde man die Luft nicht atmen, nein man trinkt sie, so feucht und doch so klar ist sie. Auf einmal sieht man mehr Frösche. Sie hat nicht alle gegessen. Es werden nie alle gegessen. Es bleiben immer welche übrig, im Verborgenen, denkt man. Man folgt den Fröschen, die Muscheln tuten, sie zeigen den Gesang der kleinen Grünen. Sie singen so wie der Dschungel singt. Man muss ihn mit einem offenen Ohr hören, um die Schönheit zu begreifen. Der Dschungel ist kein perfektes knalliges Gelb, nein es ist grün, ein starkes Grün. Die Frösche wissen, um die starken Farben, die strahlenden Töne, und auch die Muscheln wissen das Geheimnis des starken Dschungels. Sie geleiten die Zurückkehrenden in den Zauber der pflanzlichen Wärme. Das Wasser des Regens auf den Blättern verdunstet, die Sonne hat es sich geholt. Sie scheint ein wenig durch das Blätterdach des Dschungels. Nun beginnt alles, der gesamte Dschungel zu wuseln, zu flattern, zu rennen. Die Vögel singen ein Lied, viele Lieder, viele Vögel. Jeder anders, aber es passt zueinander. Die Muscheln werden

lauter, unterschiedlicher, immer mehr. Jede spielt eine andere Melodie, jede hat einen anderen Rhythmus, und doch gehören sie zusammen. Es ist nicht schief, es ist Chaos, es ist der Tag, die Nacht, es ist das Leben. Die aus der Zeremonie Zurückkehrenden erkennen es. Das Durcheinander, in dem jeder seinen eigenen Gesang hat, aber genau darauf kommt es an. Genau das ist es, was das Leben so einzigartig macht, die Einzigartigkeit eines jeden Lieds, einer jeden Stimme, der nicht zusammenpassenden Unstimmigkeiten. Das macht das Leben interessant. Die Zurückkommenden wissen das, erkennen das. Und wenn die Krähe krächzt, so ist es doch ihr eigenes Lied. All die Vögel, ob bunt oder braun oder schwarz, sie sind eine Augenweide, sie singen schön und schöner und am schönsten. Zeigen, dass sie schön sind, innen und außen. Und doch scheißen, und doch schlafen, und doch sterben. Das ist das Leben. Willkommen zurück. Die Muscheln sind schön bearbeitet. Sie zeigen, dass nichts gleichbleibt, dass sich alles ändert. Die Affen, sie fangen an zu rufen, sie zeigen sich gegenseitig ihren Willen. Der Wille zum Leben. Sie erfahren ihn, die Zurückkehrenden. Die Zeremonienteilnehmer lassen ihr Gepäck im Schattenreich, der Tod kann warten, zuerst geht es ans Leben. Die Muscheln, sie sind laut, das Orchester des Dschungels ist da, hier rings um uns, sie sind wieder da, die Zurückgekehrten. Leichter, ruhig, sie öffnen die Augen. Ich habe noch nie erlebt, dass einer ohne ein Lächeln zurückgekehrt wäre. Sie lächeln alle. Die Augen, sie strahlen. Sehen sich um. Lächeln einander an. Jeder ein wenig den anderen. Lachen, ein Glucksen, Rollen. Stehen auf, am Anfang noch ein wenig benommen. Stehen auf, und dann beginnt der schönste Teil der Zeremonie, der Tanz, alle fangen an zu tanzen. Zu der Musik, zu den Rhythmen der Trommeln, die einsetzen, zu dem Klatschen der Dazukommenden, sie haben Spaß. Sie tanzen allein, zusammen, springen in die Luft, jauchzen, drehen sich, rollen



sich über den Kopf, immer zur Musik. Als gebe es kein Morgen mehr, tanzen sie. Die Musik spielt lange. Manchmal die ganze Nacht, bis zum Morgenrot. Es kommen mehr Menschen dazu, manche gehen, wenn sie sich ausgetanzt haben. Jeder hat eine anderen Zeitpunkt. Es wird getrunken, mit den Amphoren in der Hand wird weiter getanzt, gejauchzt. Es ist kein Tanz in Trance, nein es ist ein erwachender Tanz. Voller Freude, Enthusiasmus. Diejenigen die dann aufhören, setzen sich zusammen, in kleinen Gruppen, reden, erzählen, halten sich bei den Händen. Freuen sich. Jeder sollte sich freuen, am Leben zu sein, und doch vergessen wir das so oft. Die Zeremonie und ihr Fest gingen meistens bis zum Morgen. Dann waren die Letzten in ihre Schlafstatt zurückgekehrt, frei, erleichtert, jung genug, um sich wieder den Dingen zu stellen, die alles schwer machten. Aber sie sahen sich gerüstet, für die nächste Zeit. Die Stadt war nach einer Zeremonie morgens immer still. Bis dann langsam alles wieder in seine Gänge kam, dauerte es ein wenig. Manche Pilger reisten dann schon wieder ab, manche blieben noch, wollten sich noch austauschen und den heiligen Ort hier oben genießen, in den Bergen den Himmel so nah. Einige gingen auf den Berg neben der Stadt, wo sie auf uns blicken konnten. Es ist anstrengend nach oben zu wandern, aber die Menschen sind durch den Dschungel manchmal nach mehreren Wochen Laufen zu uns gekommen, dann schafften sie diesen einen kleinen Berg auch noch leicht. An jedem Vollmond fanden die Zeremonien statt. Die Schamanen, die sie leiteten und die Menschen darauf vorbereiteten, lebten alle hier. Alle die irgendetwas mit der Umsetzung der Zeremonien zu tun hatten lebten hier. Und diejenigen, die ihnen halfen. Auch hatten wir viel Handel. Wir waren auf ihn angewiesen, wir brauchten Materialien, Tonwerke, Muscheln, Stoffe. Und die Karawanen des Reiches versorgten jeden, also auch uns. Bauern versorgten uns mit unserem Essen, und durch die Pilger brauchten wir viel. Aber

wir bekamen auch viel von ihnen. Sie zeigten sich großzügig, alle. Waren froh, wenn sie bei uns waren. Sie konnten immer solange bleiben wie sie wollten. Aber ich habe nie erlebt, dass jemand länger geblieben wäre, als für seine seelische Reinigung notwendig gewesen wäre. Es war hier eine kleine perfekte Welt. Ein Traum hier zu leben, eine Insel mitten in den Anden. Inmitten von Grün, reiner und klarer Luft, erhaben. Man musste zu uns hinaufschauen, und sich anstrengen, um zu uns zu gelangen, und allen war es die Anstrengung wert. Aber es wurde weniger. Alles hat seine hohe Zeit, und alles endet. Wenn man Glück hat erlebt man das Ende nicht. Am glücklichsten ist der, der etwas in die Wege leitet, aufbaut und es schafft, dass es nach seinem Tod weiterwächst. Die Gründer sind die Glücklichen, und die unglücklichsten die Totenträger. Die das Ende erleben und das Vergessen vorbereiten. Wir hatten den Zenit überschritten. Sie kamen nicht mehr. Vielleicht sei es nur vorübergehend. So sagte er. Er sagte er würde wieder kommen, aber er müsse weg, denn momentan könne man hier nicht mehr leben. Es komme niemand mehr. Wir könnten uns nicht mehr versorgen. Er sagte das Gleiche, wie alle. Wie fast alle. Alle sind gegangen. Auf der Suche nach dem guten Leben. Der Grund, warum alle gehen, immer, der einzige Grund seine Heimat zu verlassen. „Du wirst dich nicht zurechtfinden. Wir wissen doch gar nicht, was jenseits unserer Berge auf uns wartet.“ „Doch, sie haben doch immer erzählt, die Pilger.“ „Aber wir leben hier anders. Wir kennen nur unsere Umgebung. Wenn du gehst kann hinter jedem Stein eine Schlange lauern. Und ich meine damit nicht nur Tiere.“ „Du siehst das zu negativ. Und vor allem, was wäre die Alternative? Hier sitzen, bis wir nicht mehr genug zu essen zum Leben haben?“ „Wir können einen kleinen Garten anbauen.“

„Das ist kein Leben. Ich will nicht nur einen Garten anbauen. Und..“

„Und was? Mit mir hier bleiben...?“

„Sei nicht so.“

„So was?“

„So... als ob das jemanden genügen könnte?“

„Wieso? Was willst du denn noch? Wir haben doch alles! Wir haben uns, haben diese Stätte hier.“

„Die Stätte ist tot. Das weißt du. Und von einem Garten können wir nicht leben.“

„Und was ist mit mir?“

Wir kannten uns. Kannten uns schon so lang. Wir waren hier aufgewachsen, inmitten der Priesterschaft, sie haben uns Waisen hier großgezogen, in der Hoffnung, dass wir einst selbst groß genug werden, um diese Stätte am Leben zu halten. Aber wir wurden nicht groß genug. Niemand hätte groß genug werden können, um sie auf immer am Leben zu halten. Oder zumindest durch diese Zeit. Es wurde uns viel zugetragen, dass sich das Land geändert hätte, es seien neue Herren da. Sie hätten einen seltsamen Gott. Und sie erzählten von dem Tod, dem Gestank, den Krankheiten. Die seelischen Lasten waren zu groß geworden, die wenigen die noch kamen, weinten immer mehr. Sie versuchten gar nicht mehr sich zu reinigen. Sie schafften es nicht mehr. Es war untergegangen. Unser Alles. Wir getrauten uns nicht mehr die Zeremonien abzuhalten. Die wenigen die noch kamen, wollten das auch gar nicht mehr. Die Priester gingen, wenn niemand kommt, kommen auch keine Waren, die Bauern bestellten andere Felder, sie gingen. Alle. Aber ich wollte hierbleiben. Als wir als Kinder hierherkamen, fühlte ich mich hier von Anfang an geborgen und wurde jeden Tag satt. Immer gab es genug zu essen, immer gab es Zeremonien. Die Menschen waren hier glücklich, wie in einer Wolke, die über der Erde schwebt. Niemand hatte Angst. Sie hatten es hierhergeschafft, hoch in

die Gipfel, die Götter gestatteten ihnen ihren Weg von nun an leichter zu gestalten. Mein Freund hatte hier am Anfang einen schweren Zugang. Er war ein neugieriger Wildfang. Aber er besaß auch ein wundervolles Herz. Wir waren liebe Kinder. Wir waren zueinander lieb, zu den anderen Jungs, zu den Priesterinnen und Priestern, zu den Menschen, die zu uns kamen, denn sie waren auch alle lieb zu uns. Am Anfang waren wir die süßen Kinder. Bekamen Geschenke über Geschenke. Dann wurden wir die Rabauken, begannen auf einmal auch uns für Frauen zu interessieren. Langsam, fast unmerklich langsam. Auf einmal fanden wir ihre Rundungen interessant, und es war wundervoll, als sie dann zuließen, zu entdecken, wozu diese Rundungen junge Männer treiben können. Egal ob sie von außerhalb kamen oder hier lebten, die Entdeckung der Erotik war eine wundervolle Zeit für uns. Wir redeten nie darüber, und doch wussten wir genau, was in dem anderen vorging, denn jede Erfahrung, die er machte, machte man selbst auch, machen alle Menschen, seit Zeitgedenken. Man kommt in den Kreis der Sinnlichkeit der Menschheit, man kommt in den Garten der Lust, wo die Pflanzen sprießen, jung und stark, an dem vollgedeckter Tisch und tausend Kostbarkeiten des Jungseins. Wir waren im Himmel. es passte alles. Alles. Aber wenn etwas perfekt ist, stirbt es. So war es schon immer. So auch bei uns. Es ging alles seinem Ende zu. Nach der hohen Zeit folgt der Absturz. Wir beide waren kein Liebespaar, wobei es möglich gewesen wäre, ich meine, dass sich zwei Männer begehren durften. Es wäre erlaubt gewesen, in der Liebe war alles erlaubt, solange es allen Beteiligten gefiel. Warum auch nicht, wir waren hier die im Himmel Abgesandten, warum hätte irgendetwas, was uns und allen anderen guttat schlecht sein sollen? Wir lebten hier bunt. In allem. Unsere Tücher, unsere Kleidung, unsere Kunst, unsere Häuser, unsere Wände, alles war in Farbe. Sie blättert nun ab, alle verlieren das Gelb, Rot, Blau, Grün. Alles verschwindet.

Ich sehe, wie auch langsam Steine bröckeln, wie Gras wächst auf den Straßen. Als wir noch ein paar waren, die hier lebten, versuchten wir sie noch aufrecht zu erhalten, die Schönheit unserer Stätte. Wir umsorgten sie, wie Kinder, wenn sie ihre kranken und alt werdenden Eltern versorgen. Eigentlich haben wir es immer gewusst, sie wird nicht mehr aufstehen, unsere Stätte, sie ist verlassen, von den guten Seelen, den heiligen Zeremonien, den Festen, der Liebe, der Musik, der Reinheit der Luft, dem Wind, der uns alles zutrug, die Verbindung zur Welt, denn jeder Pilger brachte ein bisschen davon zu uns, dem Austausch der Menschen, dem Frieden, und dem, was nur in Frieden gedeihen kann: Glück. Und glücklich waren wir. Vielleicht waren wir den Göttern nicht dankbar genug gewesen? Vielleicht war der Gott der neuen Menschen stärker als unsere? Ganz viele Vielleichts! Aber das ganze Leben ist ein Vielleicht. Sicherheit ist eine Illusion. Wie dem auch sei. Er ist gegangen. Mein Gefährte, mein Freund, mein Bruder, der dabei war als meine Knie bluteten, vom Hinfallen, der mit mir lernte, welche Götter es gibt, welche Tiere es gibt, welche Nahrung es gibt. Der mit mir durch den Dschungel pirschte, mit dem ich mich balgte, mit dem ich meinen Mais teilte, wenn er noch hungrig war, mit dem ich reden und schweigen konnte. Warum bin ich nicht mitgegangen? Ich konnte hier nicht weg. Glück bindet Menschen, selbst und gerade, wenn es vergangen ist. Und ich war hier glücklich. Nicht nur wegen meines Kameraden, es war vielmehr die Möglichkeit eines sorgenfreien Lebens. Ich habe hier das erste Mal ein Mädchen geküsst, habe hier der Musik der Muscheln gelauscht, ich durfte Tanzen, ohne Nachsehen, durfte mein Leben den Göttern widmen und deren Geschenke an die Menschen. Die Götter haben mich glücklich gemacht, das schafft tiefe Schuld. Ich darf ihre Stätte nicht verlassen, sie wären sonst verlassen. Ich werde bald sterben. Ich spüre das. Und mit mir der Letzte der noch von dieser Stätte berichten könnte. Aber

es kommt niemand mehr, niemand der sich für unsere Zeit interessiert. Wenn ich mir einen Lohn für all die Jahre, die ich hier allein war und versucht habe den Verfall einzudämmen, wünschen könnte, dann der, dass man sich wieder erinnert. An uns, an diese Stätte, an die Liebe, die Freiheit, dem Übertreten der eigenen Grenzen. Ich habe oft darüber nachgedacht, was ich hätte machen können. Heruntergehen, zu der neuen Welt? Nein, davor habe und hatte ich Angst, selbst wenn ich den Abstieg überleben würde. Ich weiß nicht, ob und was mich dort erwartet. Unbekanntes und Feindliches, bestimmt. Nicht mehr meine Welt. Was soll ich in einer Welt, die das zerstört hat, was ich liebe? Er sah das anders. Für ihn war es das Natürlichste der Welt, einfach zu gehen, wenn man keine Chance mehr sieht. Manchmal stelle ich mir vor, wir wären zusammen hiergeblieben. Hätten ein ruhiges Leben geführt. Die Erinnerung behalten. Hätten zusammen alles in Schuss gehalten, alles sauber gehalten und abends, an der Kochstelle geredet. Über alles Mögliche, wie wir es immer getan haben. Vielleicht wären dann auch noch Leute gekommen, wir hätten kleine Zeremonien abhalten können, nicht mit einem Muschelorchester klar, aber mit ein paar Flöten. Die Pilze und Kräuter für die Zeremonien wachsen hier ja noch. Wir haben dieses Wissen. Wir kennen und wissen alles, was wir für die Zeremonien bräuchten, jede einzelne Pflanze, die hier wächst, kennen wir um ihre Wirkung. Wir hätten es den Kindern der Bauern der umliegenden Dörfer beibringen können, in kleinen Spaziergängen durch die Natur, hätten einzelne Pflanzen in unserem Garten anpflanzen können. Es hätte geblüht, eine kleinere Stätte zwar, aber am Leben. Es hätte glückliches Kindergetrappel gegeben, Menschen, die zwar in kleineren Gruppen, aber immerhin überhaupt gekommen wären. Ein Kleinod, eine kleine Perle, im Meer des Dschungels. Aber es war nicht so. Ich habe so viel Zeit damit verbracht davon zu träumen, dass ich es nicht

geschafft habe, es allein umzusetzen. Habe immer gewartet, dass er zurückkommt, damit wir das gemeinsam machen können. Ich habe geträumt, nicht gelebt. Natürlich könnte ich jetzt denken, dass es schade ist, dass ich nicht groß genug war, mir selbst gerecht zu werden, dem, was ich wollte, dem was mir wichtig war. Aber im Endeffekt sind wir alles bloß Menschen, geschaffen dazu, es eben nicht richtig zu machen, und zu begreifen, selbst wenn man eine zweite Chance hätte, man es eben nicht schaffen würde, es anders zu machen. Man macht dieselben Fehler immer wieder, und mein Fehler war meine Untätigkeit. Nicht dass ich hiergeblieben bin, sondern dass ich es nicht versucht habe, hier so zu gestalten, dass es ein für mich schöner Platz geworden wäre. Ich trage Verantwortung, für diesen Platz, er gehört zu mir, also hätte ich versuchen müssen ihn zu lieben, ihn Leben einzuhauchen. Sonst ist es vollkommen gleich, ob man geht oder bleibt. Ob man da ist oder nicht. Man muss gestalten. So wie meinen kleinen Garten. Aber ich weiß er wird mit mir gehen, wie alles andere in dieser Stätte auch. Wenn ich diese traurigen Gedanken habe, lasse ich ein zwei Tage alles in Ruhe. Dann esse ich nicht viel, liege auf meinem Lager, hülle mich ein, in die Lamawolldecke, die letzten beiden, die ich noch habe. Trinke Wasser, summe ein Lied, was mir einfällt, und hoffe, dass er zurückkommt. Zusammen könnten wir noch viel erreichen. Denke es und sehe sehnsüchtig aus dem Fenster, durch das ich sah, als er gegangen ist. Langsam ist er um die Kurve verschwunden. Wir hatten am Tag davor noch geredet, ob ich mitkommen sollte. Ich wollte nicht. Nein. Wir hätten zusammen gehen können. Er war mein Freund, wenn ich ihm vertraut hätte, wäre ich ihm gefolgt. Wenn es wirklich Bruderliebe gewesen wäre, wäre ich mit ihm gegangen. Denn Liebe kennt keine Angst, nie. Liebe heißt Vertrauen, nichts anderes. Ich hätte mit ihm gehen können, aber mein Vertrauen lag auf einer anderen Seite, eben der, dass ich mir sicher war,

dass er wieder kommt. Und dann werde ich ihn empfangen mit wundervollen Zeremonien, mit Feuer, wehenden Tüchern im Wind, und Menschen, die wie er auf Reisen waren und wieder hierherkommen, an dem Ort, nahe dem Himmel, inmitten des Dschungels. Also warte ich, er wird kommen. Stattdessen kommt jede Menge an anderen Menschen jetzt hierher. Die Stufen dieser wundervollen Stätte wetzen sich ab. Jeder in Peru will zu Machu Picchu, und es ist der beste Smalltalk unter Reisenden: Wie kommt du nach Machu-Picchu? Die meisten organisieren lange und kompliziert, um dort hinzugelangen. Denn es ist nicht einfach. Es sind mehrere Etappen, mehrere Player. Busse, die einen in Cuzco mitnehmen, durch die Berge fahren. Einen an der Zugstation rauslassen, von der die Wanderung über die Gleise losgeht. Alles noch fußmächtige Volk läuft diese Strecke. Die alten Reichen fahren im Zug. Man kommt an in Aqua Caliente, sucht sich eine Übernachtung, um am nächsten Morgen noch im Dunkeln die Treppen nach oben zu steigen. Schweißgebadet kommt man an, und wenn man gebucht hat, geht man den Berg nach oben, um Machu Picchu zu sehen, von oben, ohne eine Überbevölkerung von Touristen. Wundervoll. Dann steigt man ab, sieht Menschen, die fragen, welche Drogen man nimmt, dass man diesen Aufstieg geschafft hat und geht anschließend durch die Gemäuer. Abstieg, ein Piso sour in der Bar, am nächsten Tag zurückwandern, fahren durch die Berge und noch eine Übernachtung in Cuzco. Es gibt in Cuzco zwei Arten von Menschen in Cuzco, diejenigen die schon in Machu Picchu waren und diejenigen die noch hinwollen. Bei den schon Besuchern -Gewesenen macht sich eine tiefe Befriedigung des schon Gesehenen breit, während alle anderen noch im panischen Planen verankert sind. Es ist der Mittelpunkt, war es wahrscheinlich früher schon. Einst vergessen, jetzt gehyped. Und alles in der dünnen Luft der Anden. Vielleicht halfen und helfen die Coca Blätter die dünne



Luft zu ertragen. Bei keinem Frühstücksbuffet fehlen in Peru die getrockneten Coca Blätter. Nirgends. Kaffee und Tee die Morgenbegleiter in Europa, aber nicht in Peru, überhaupt Lateinamerika. Kaffee trinken die Menschen aus der ersten Welt, es ist das Getränk der Eroberer, sie haben die Pflanze gebracht, die Menschen in den Fincas schuften lassen und in die erste Welt exportiert. Deswegen trinkt man außer in der neuen Mittelschicht in Zentralamerika in Lateinamerika eben nicht so oft und zelebrierend Kaffee. Lateinamerika. Ganz Lateinamerika ist wie ein Stein. Man wird ihn bestimmt einige Spitzen abschlagen können, ihn formen, aber der Inhalt bleibt gleich. Gleich welche Pest durch diesen Kontinent laufen wird. Dieser Kontinent hat sich sein Erbe bewahrt, sein unverwechselbaren Charakter, seine wundervollen Menschen, seine Indigenen, seine Farben, seine Kultur, sein Essen, seiner sonngleichen Herzenswärme, seine Stärke der Berge. Nicht tot, als Stein, nein ein Stein, der alles in sich aufgesaugt hat und bewahrt, um es irgendwann freizulassen, weiterzugeben, an die Menschen, die es hören wollen. Steine, sie sind nicht tot, sie sind die am längsten wählenden Speicher. Sie haben alles erlebt, und nichts vergessen. So auch die Letzten. Sie ruhen. Sie leben. sie ändern nicht, sie wachsen nicht, zerstören nicht, fördern nicht, das einzige was sie tun ist Dasein, beobachten und speichern. Auch Kraft speichern sie. Und Stärke. Unergründlich, reine Inspiration, sie öffnen ihren geheimen Vorratsschrank selten, und dann bloß an die Wollenden. Sie werden uralt und überdauern kleinere Wellen, größere Wellen, nenn sie Europäer, nenn sie Christen, nenn sie Kapitalismus, sie überdauern. Lateinamerika wird sie überstehen, diese Wellen, es wird bleiben, dazugelernt haben, ohne sich im heutigen Überanpassungsrad verlorenen zu haben. Lateinamerika ist ein Stein, ich hoffe er wird noch da sein, wenn wir dieses lächerliche KI-Zeitalter hinter uns gelassen haben und

begreifen, wie aufgeblasen und ohne jede Substanz das 21. Jahrhundert war, deren Grundlage des Wohlstandes in den Gemäuern der Ruinen der Welt liegt. So auch hier, in den Ruinen um Cuzco. Nein, er, der doch so Große ist nicht für die Sünden der anderen gestorben, die anderen haben für ihn sterben lassen. Die Steine erzählen es. Zeigen, den Glanz, und das Rot, das Rot des Blutes. Blut ist Leben, solange man es nicht sieht. Man spürt, wo das Blut war, wo sie geschrien haben, wo sie ihnen eine Lanze in den Körper gestoßen haben. Wo sie lagen, wo sie sich versteckt haben, mit schlagendem Herz, Angst bis zum Anschlag, wo sie Wochen zuvor sich mit ihrem Geliebten versteckt hatten. Sie liebten sich schon länger. Sie zwei. Sie waren hier beide in der Tempelanlage, beide waren in den Tempeln. Sie natürlich bei den Frauen, er bei den Männern. War es erlaubt, dass sie sich sahen? Waren es Menschen, die für das Heilige lebten, alleine, sich den Göttern hingebend? Jeden Tag den Göttern huldigen, jeder in einem vorgegebenen Rahmen? Hatten die Frauen andere Götter in ihren Tempeln gehuldigt, als die Männer? Wollten die Götter, dass sie separat in verschiedenen Tempeln arbeiteten, um schließlich auch separat zu leben? Ich hoffe nicht, weiß es nicht. Aber was jeder wissen kann, dass in diesen Gemäuern gelebt wurde, geliebt, dass es Menschen gab, die sich zueinander hinzogen gefühlt hatten, dass es Küsse gab, heimliche oder offene, dass es Menschen gab, die sich dort nicht gemocht haben, dass es auch dort Machtspielchen gab, Menschen die sich Gunst der Machthabenden erschlichen, Menschen, die nicht anders konnten, als quer zu gehen, die anderes dachten als gewünscht war, dass es Menschen gab, die einfach mitliefen, die dabei glücklich oder unglücklich waren. Menschen die Zeremonien abhielten, die feierten, sich berauschten, aus sich hinausgingen, Menschen, die von anderen Leben und Gegenden träumten, und an ihre eigene Unbesiegbarkeit glaubten. Menschen die lachten, sich

verliebten, mal mit Gegenliebe, mal ohne, Menschen die schufteten, und andere für sich schufteten ließen, Menschen die Kinder in die Welt setzten, Menschen die Angst hatten, und sie überwandten, oder auch nicht, eben Menschen, die Menschen waren und immer bleiben werden, auch wenn es noch so viele Kriege gibt, auch wenn Menschen andere Menschen auslöschen wollen, im Namen des Guten und im Willen um Macht, auch wenn sie dafür sorgen, dass die Wege von Kulturen schmaler werden, aber den Stein, die Steine die auf dem Weg liegen, die kann man nicht auslöschen, die Steine bleiben, und sie erzählen, die immer wieder gleichen Geschichten, von Liebe und Tod, Macht und Angst, die Geschichten vom Menschsein.  
Ich danke Peru, dass ich dort zu Gast sein durfte.